

Die mährische Hochzeit



August Scholtis

Die mährische Hochzeit

Im Bieweg-Verlag

ISBN 978-3-322-98099-1 ISBN 978-3-322-98742-6 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-322-98742-6

Einband und Umschlag Ernst Böhm, Berlin
1940 Alle Rechte vorbehalten

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1940

Das Wunder

Im wunderfamen Land der Mähren, wo alle irdischen Dinge auf verkehrten Plätzen liegen, so herrlich ausgetauscht und verwunschen und gesegnet durchgerüttelt, heißt das tägliche Brot „Chlebitschek“ oder der Vater „Satschitschek“. Das wäre ins Deutsche übertragen etwa „Brotuleinchen“ bzw. „Väterleinchen“. Diese Deutung ist aber stark vergrößert, und die Jungfrau Maria Zhekla Krautwurst, mit der diese Geschichte anheben soll, hieß also „Maritschka Zeklitschka“, eine liebenswerte Kennzeichnung der scheuen Seele dieses Landes mit österreichischer und deutscher Vergangenheit, mit Spuren preußischer und böhmischer Anstrengung, slowakischer und polnischer Einmischung, nicht minder aber auch der ungarischen Bedrängnis. Hier kreuzen sich die Himmelsrichtungen Mitteleuropas, und selbst die geringsten Haustiere verstehen mehrere Sprachen, der Gaul das Hüh, die Kuh das Hott, die Henne das Husch, die Katze das „Pschcz“, letzteres ein unnachahmlicher Konsonant in feinen Vokal verstrickt. Entfernte Erbschaften, aus Amerika, die zwar selten aber doch in dieses Land fallen, werden nicht allein auf Grund von Akten oder Dokumenten ausgeschüttet, nein. Der Erbe muß außerdem noch einen Kehllaut präsentieren, als rätselhaftes nationales Vermächtnis, als Parole der Sippen. Hierzulande herrscht heute noch die „Weiße“

und die „Schwarze Magie“. Hühnerdiebe und Getreidefledderer, Kofttäuscher und Eierhändler haben nichts zu lachen. Selbstbescheidung ist eine leuchtende Tugend dieses Heiligen Römischen Reichsvolkes. Und gar die hohe Politik, die ist längst durchschaut. Die ist abgetan vermittels der „Schwarzen Magie“, dazu eines Trauringes, den der Magier gegen ein flackerndes, geweihtes Kerzenlicht hält, hindurchblinzelnd und den Dieb vorführend, was hinwiederum schon „Weiße Magie“ wäre, denn es ist nicht so einfach, in all dies Wesen und Wirken einzudringen. Die „Schwarze Magie“ ist etwas mit einer Schusterkugel, doch so genau kann man es gar nicht wissen. Jedenfalls aber seien alle Mächtigen der Erde davor gewarnt.

Das alles sollte man, wenn auch nur flüchtig wissen, um meine Geschichte besser zu verstehen, die sich im Jahre Sechshundsechzig zutrug, damals als die Menschen noch an Gott glaubten, an Jesus, Maria und Josef. Damals lag eine morsche Brücke über dem Oppafluß, führte einstens von Polen nach Böhmen, dann von Mähren nach Schlesien, später aus dem Kaiserlichen Osterreich in das Königliche Preußen wie die Menschen unterschiedlich und wohlweislich sagten; in unseren Tagen führte sie aus der Eschechei nach Preußen, von Prag nach Krakau, und nunmehr wieder aus dem Alten in das Neue Reich, da gottlob langsam alles wieder so wird, wie es jahrhundertlang war, wo alle beengenden Grenzen verlöschten. In noch früheren Zeiten, die nebelhaft hinter den

preussischen Wäldern gen Norden schlummern, führte die Oppabrücke von der Adria her an die Ostsee. Das war damals das Großmährische Reich des Königs „Spitihnev“ oder „Schlafender Zorn“. Und heut führt sie aus dem preussischen Walddörfchen Freiheitsau nach dem mährischen Klosterdorf Himmelwitz, welch letzteres kaiserlich österreichisch war, zwei wesentliche Unterscheidungen, von diesen nachbarlichen Menschen unter sich zum Verzeihen und zum Verstehen getroffen.

Vielleicht bricht man diese Brücke soeben ab, oder hat sie schon abgebrochen. Zu Beginn des Bruderkrieges von Sechshundsechzig aber war der Oppafluß unter ihren Planken in Folge eines Sommergewitters stark angeschwollen, stopfte sich glucksend durch den Wirrwarr von Balken, Stützen und Stangen, und das Holz erdröhnte hohl und schauerlich unter den Hufen kleiner, flinker Steppengäule ungarischer Honvedhusaren. Der beschwörende Hufschlag verkapselte sich darin, alles verhallte und wurde durch kotiges Stapfen und Schmatzen abgelöst, das immer schwächer werdend seinen Weg über die Oppawiesen zog, nach Preußen hinein, über die Grenze, die Friedrich der Große einstens der Kaiserin abgezwungen. Der gute alte tröstende Mond beleuchtete eine regenglitzernde Hügelandschaft, und das Grabenwasser zu beiden Seiten des Weges eilte geschäftig dem nahen Fluß entgegen, der, so unwichtig es erscheinen mag, auch mehrere Sprachen spricht, einer urdeutschen

Wiege entspringt, fränkische Kinderlieder singt, mährische Kirchenlieder, traurige slawische Domestikenweisen mit etwas polnischem und gar slowakischem Beigeschmack, sich so der Ober ergießend und ergebend, die sein Erbgut nordwärts trägt, in das Reich und nach Preußen und in das Baltische Meer.

Über den Wiesen lag eine heilige Ruhe, während zur gleichen Stunde die Kanonen dröhnten um Königgrätz, dort das Schicksal des Reiches Würfel warf um die europäische Seele, und nachgerade auch um diesen Umkreis allhier. Friede . . . himmlischer, paradiesischer, engel- und göttergleicher mährischer Friede gebot der nächtlich spinnenden Natur. Keine Preußen waren weit und breit zu sehen. Darum auch hatten die Österreicher nicht Posten bezogen. Diese Honvedhusaren verirrten sich scheinbar nur zufällig hierher, etwa fünfzehen Pferde stark. Sie schwadronierten und machten in ihrem gemächlichen, schier unfriegerischen Trott über die Wiesen schließlich bei einem einsam stehenden Häuschen halt, um harmlos gemütlich von den Pferden zu springen, über den kleinen Zaun zu setzen, Einlaß begehrend im Häuschen, donnernd gegen Tür und Fensterchen.

Nichts regte sich darinnen. Als das fortgesetzte Pochen den Ungarn nichts half, erbrachen sie mit ihren Lanzen die kleine, zweigeteilte mährische Domestikenhaustür und drangen ein. Gebückt mußten sie die niedrige Schwelle überschreiten, Dunkelheit versperrte ihnen mit allerlei Gerümpel den Weg, mit Gabeln und Rechen und Heiligenfiguren, mit einem

Mörser zum Zerstampfen von Mohn für die Zubereitung des herrlichen „Kolatsch“, des mährischen Kuchens, sie stießen ferner gegen eine Kinderwiege, gegen Bottiche, Gefäße und dergleichen.

Schließlich ertasteten sie ein Türchen ohne Klinke und Kiegel, eine übliche Einrichtung in diesem Land, in welchem die Diebe, wie schon gesagt, nichts zu lachen haben. Das Türchen war nur angelehnt, es knarrte leise unter der vorfühlenden Ungarhand, die sich langsam und vorsichtig in das Stübchen hineintastete, durchaus nicht kriegerisch oder tapfer, und alle Gegenstände nach Notwendigkeit verstoßen weg-schiebend.

Der Erste und Mutigste unter den Ungarn erhaschte eine Bettstelle, ließ seine Hand prüfend über das Sakel gleiten, um festzustellen, daß das Bett warm und mollig war. Viele Bedenken bännten ihn für einen Augenblick, bis er sich jäh zusammenriß und seine Hand derb unter die Decke stieß.

Ein Schrei, ein hysterisches Schillen erfolgte, ein gräßlicher Ausbruch aus Weiberkehle, kurz und jäh und abbrechend. Nur noch ein kurzes Nöcheln und drei schwammige Worte: „Jesus Maria Josef“.

Dann wieder jene alte Ruhe.

Der Husar hatte nach diesem entsetzlichen Aufschrei und Hilferuf seine Hand erschreckt zurückgezogen, die an einen im Bett zusammengekauerten Frauenkörper gestoßen war, der sich bäumend aufrichtete. Die Kreatur, die um Jesu, um Maria und Josef willen aufgeschrien hatte, beschwor ein Gesetz, das dem Un-

garn jede Satkraft lähmte. Er und seine Kameraden verließen das Häuschen, in welches sie ohne ersichtlichen Grund eingedrungen waren, nicht wie es sich für Soldaten geziemte, sondern für Diebe, und sie sprangen über das Zäunchen, bestiegen ihre flinken Steppengäule und verschwanden in südlicher Richtung.

„Was wollten wir eigentlich in diesem Hause“, fragte einer den anderen. „Dort gibt es doch nichts zu stehlen.“

„Waiß ja auch nicht“, antwortete einer, und sein Herz pochte stark. „War ja dortä ein frommes Mädchen im Bett, Hähähä . . .“

„Fromm und mährisch“, winkte ein anderer ab, es lag eine verächtliche Geste darin.

„Hol's der Teufel“, schloß ihr Anführer den Disput ab, die anderen schwadronierten, während die nassen Wiesen sich im Monde spiegelten, und Mähren mit der lauen Sommernacht in lindem Atemzügen spielte. Die morsche Brücke dröhnte unter den Pferdehufen, zog das Stampfen in sich hinein, verkapselte es abermals, dann war Stille. Und der Mond, der alles so traulich beschien, schaute gleichzeitig einem Schlachtgetümmel zu, das einige hundert Kilometer nördlich von hier sich fortwälzte in der Nacht: Die Königgräzer Schlacht.

Im Häuschen regte sich kein Laut. Am andern Morgen, als die Bauern zur Wiesenarbeit hinaus zogen, gewahrten sie die zersplitterte Domestikentür, betraten das Häuschen und fanden auf zermühlter

Lagerstatt die erschreckte Kreatur, deren Augen glasig in ein Wandbild starrten, in das Bild der Heiligen Thekla.

Maria Thekla Krautwurst, die ledige Schwester eines preussischen Soldaten mährischer Zunge, des Musketiers Leopold Krautwurst, der bei Königgrätz gegen die Oesterreicher kämpfte, bewohnte dies Häuschen allein und besorgte, da ihre Eltern tot und ihre Geschwister verheiratet waren, die kleine Acker-, Wiesen- und Ziegenwirtschaft des abwesenden Bruders, den man gemeinhin einen Häusler nennt.

Als die Ungarn pochten, trat Schweiß aus ihren Poren und sie war außerstande, sich aus dem Bett zu erheben. Und als weiterhin die Tür zerschlagen wurde, funktionierten ihre Sinne gar nicht mehr. Der beklemmende Augenblick, da die Ungarn im Stübchen umhertasteten, und schließlich der unheimliche Griff einer harten, eiskalten Hand nach ihrem Leib ließen sie nur jenen kurzen, schauerlich frommen Schrei von sich geben, die drei verröthelnden Worte „Jesus Maria Josef“.

Dann war Schluß.

Ihr starrer, gelähmter Zustand dauerte einige Tage. In dieser Zeit bewegte sie sich nur, wenn die Krämpfe den Körper emporrissen und züchtigten. Sonst lag sie starr, mit blaß entsetztem Gesicht auf dem Lager, die Augen gegen das Heiligenbild von Sancta Thekla gerichtet. Als nach dem Frankfurter Frieden Bruder Leopold heimkehrte, war seine Schwester ein blaßes, in sich zusammengesunkenes Weibchen ge-

worden, das wenig redete und den Rosenkranz stets und ständig um die Finger gewickelt trug. Sie war vom Kriege gestreift worden und dessen gekennzeichneteres Opfer geworden. Ihre Seele war von der Furie erschreckt und aufgescheucht worden, sie flatterte aus irdischen Regionen an versperren Grenzen des Jenseits herum. Maria hatte Zuflucht in der Kirche gefunden, besuchte täglich den Gottesdienst. Die Orgelmusik, der Gesang, ihre eigenen inbrünstigen Gebete versetzten sie immer wieder in eine Sensibilität, die den Krampfzustand alltäglich um ein und dieselbe Morgenstunde auslöste, just nach dem Verlassen der Kirche. Hart und plötzlich warf sie sich auf den Boden, heulte, krächzte und schrillte etwa fünf Minuten, als zerrten alle Gewissensqualen der Christenheit an ihren Fesseln, erhob sich dann still und stumm, oft mit blutüberströmtem Gesicht, um heimzugehen. Da jede wohlgemeinte Hilfe, jeder Zugriff Vorbeikommender meistens zu spät erfolgte, war ihr Antlitz zerschunden und vom Grund der vielen Verletzungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Aus ihren Augen aber sprach alle Sanftmut und Göttlichkeit der mährischen Seele. Der ganze Umkreis empfand großes Mitgefühl mit der Heimgesuchten und nannte sie fortan „Maritschka Teklitschka“, eine berufene Ernennung aus dem Volke, eine Krönung und Erhöhung dieser Seele zur Herzensobhut.

Bruder Leopold, der sich um das Schicksal seiner Schwester nach Christenart besorgte, war auf allge-

meines Anraten zum Magier gegangen, zu einem Mann des Volkes. Da er ein unbegüterer kleiner Häuslermann war, fing er eines seiner besten Hühner ein, zog es aus den Wickeln und legte es dem Magier auf den Tisch, bittend um Hilfe und um Rat. Der Magier wies das Geschenk zurück. Er wollte freilich in Gottes Namen helfen, wenn er könnte. Hier wäre wohl die „Weiße Magie“ am rechten Ort, und er streifte seinen Trauring vom Finger, entzündete die geweihte Kerze, um das Schicksal des unglücklichen Mädchens zu durchschauen. „Die Ungarn haben deine Schwester zum erstenmal erschreckt“, sprach er, „Zum zweitenmal werden sie die Deutschen erschrecken, und dabei wird sie gesund werden. Denn die Deutschen sind gut, und sie können vieles und gar manches, was wir nicht können.“

Bruder Leopold kehrte heim. Das Huhn, welches der Magier zurückwies, ließ er mit zugebundenen Pfoten vor dessen Türe liegen, sei es darum, daß aus den Worten dieses Propheten nichts weiter zu entnehmen war, als vielleicht ein neues Rätsel, oder auch nur aus Ärger über die Unbrauchbarkeit der Schwester zur alltäglichen, dringenden Arbeit.

Denn Maritschka Zeklitschka war durch ihre ununterbrochenen Gebete zur Muttergottes und ihre wirtschaftliche Unbrauchbarkeit dem Bruder lästig geworden. Sie fristete ihr Leben durch Betteln und schleppte ihr Unglück herum. Wenn die Saison der Wallfahrten kam, zog sie das von der Mutter geerbte lange schwarze Tuch aus der Truhe, band es kreuz-

weise um die Brust, schwang schließlich ein Fäßchen auf den Rücken und trippelte südwärts von dannen. Sie betete Rosenkränze unterwegs. Wenn das Krampfgefühl aufzusteigen begann, setzte sie sich erwartungsvoll neben die Straße, heulte und schrie einige Minuten in die Felder hinaus, und zog alsdann weiter. Wälder nahmen sie auf, die tagelang nicht endeten. Wenn die Dunkelheit anbrach und keine menschliche Siedlung zu erblicken war, wo sie etwa im warmen Kuhstall übernachten könnte, stieg Maritschka Teklitschka über den Waldgraben ins Gebüsch, entband das mütterliche Tuch der Brust und streckte den verhußelten Körper darauf, das Fäßchen als Kopfkissen benutzend. So kampierte sie in den Wäldern der Heimat, wo der Alp sie im verstärkten Maße plagte, und das Krampfgefühl beschleunigte, das ihren Körper in den Nächten zerschlug. Alsdann hallte der Wald von Schauerschreien wider, Hasen und Rehe flohen aufgeschreckt von den Schlafplätzen, Eulen äßten das Schreien nach.

Und in frühen Morgenstunden zog Maritschka Teklitschka weiter, die Menschen nach dem Weg fragend.

Die vielen Steintreppen zu den Erlöserbildern und Gnadenstatuen des berühmten südmährischen Klosters hinaufkutschend mit nackten Knien, hierbei die Rosenkränze betend aus überlieferter Gläubigkeit, inbrünstige Stunden verweilend vor der Muttergottes, und vor der Heiligen Thekla, knierutschend dann die Stein-

treppen zurück, die Übung täglich mehrmals wiederholend, fastend und betend in der Herberge, die vollgepfercht war von ähnlichen Kranken aus allen östlichen Regionen.

Nach einigen Wochen dieser asketischen Verrichtungen zog sie den Weg in die Heimat zurück, das Fäßchen voll Weihwasser gefüllt, jener kostbaren Flüssigkeit, die daheim unerlässlich ist. In dieses Fäßchen tupfte sie von Zeit zu Zeit die Finger, bekreuzte Stirn, Mund und Augen, damit der Teufel ihr fernbleibe, der sie auf dem Rückwege in vielerlei Gestalt belästigte, aber heulend davonlief, wenn sie ihn mit dem geweihten Wasser klein wenig besprenkelte.

Der Wassermann, in Uniform eines schneidigen Jägers, fand sich im Walde plötzlich ein, redete krauses, verliebtes Zeug und fragte schließlich, wie spät es sei. Maritschka erkannte diesen Unhold sofort, denn aus seinen Rockschößen tropfte stetig Wasser, und als sie daher ihre Finger ins Weihwasserfäßchen tupfte mit unmißverstehlicher Absicht, verschwand er verlegen... In den Abendstunden kamen die Klekanizen, die den Bauer belästigen und fortscheuchen, wenn er nach dem Abendläuten noch Feldarbeit in raffgieriger Absicht verrichtet, und die Escharodenizen, die seine Rüche begehren, wenn er sie ausnutzt. Wiederum schief Maritschka viele Nächte im Walde. Der Alp kam und drückte auf ihren Unterleib, so daß ihr der Atem stockte und sie in ihr verkrampftes Leiden verfiel. Als sie nach solch einem Zustand erwachte, zog der Feuermann

seine Kreise im Gebüsch. Festlich war dadurch die Natur illuminiert. Um Jesu Christi willen rief Maritschka der Erscheinung ein Bibelsprüchlein zu, Gott möge dieser unstillen Seele endlich die ewige Ruhe schenken. Da prasselten die Funken, schüttelten sich und stoben auseinander. Die Erscheinung befehdete derart ihre Freude und bedankte sich, Maritschka hatte das rechte Lösungswort gerufen, ein Sprüchlein aus reinem Herzen. Diese Seele war nun frei, sie zerging soeben in Millionen Sternchen und glühenden Stäubchen im unermesslichen All.

Bergnüglich zupfte Maritschka sich die zerknüllten Kittel zurecht, um weiterzuwandern, heimwärts im Morgenlicht. Im heimatlichen Dorfe besuchte sie alltätlich die Morgenmesse. Der Krampf warf sie wie früher unvermindert neben das Kirchentor, doch etwas hatte sich in Maritschkas Wesen vollzogen, ihre Beharrlichkeit empfing eine innere Gewißheit. Maritschka träumte öfter von der Muttergottes, ihre Stimme bekam einen silberhellen Klang, Maritschka sang die Lieder der Heimat, die frommen Kirchenweisen und war ansonsten wohlgemut und schlagfertig. Zur nächsten Wallfahrtsperiode zog sie wieder ihres Weges nach Südmähren, betete und sang und kampierte auf die gewohnte Weise.

Einmal, auf dem Rückwege von Südmähren, unweit der preußischen Grenze schon, jedoch auf kaiserlichem Boden noch, kam Bruna quer durch den Wald. Bruna, ein böses Weib, das sich bettelnd herumtrieb

im ganzen Lande, hüben im Österreichischen sowohl wie auch drüben im Preussischen. Im Preussischen aber ohne viel Glück. Denn die preussischen Gendarme verstanden keinen Spaß, sie litten keine Bagabundiererei und nannten etwas Derartiges mit Verachtung österreichische Schlamperei.

Bruna nun hielt am Rand des dunklen Busches inne. Sie hatte der trippelnden Maritschka offenbar aufgelauret, hob jetzt die Hand, als meldete sie etwas Gewichtiges zum Wort, trat an Maritschka dicht heran und sprach mit tiefer, unheilverkündender Stimme:

„Du heuchlerische Betschwester kommst aus Preußen und hast daher bei uns nichts zu suchen. Denn hier ist das Land der Kaiserin.“

„Die Kaiserin ist schon lange tot“, erwiderte Maritschka. „Und ich bete jeden Tag einen Rosenkranz für ihr Seelenheil.“

„Die Kaiserin braucht deine Gebete nicht“, antwortete Bruna entschieden, während Maritschka neckisch darauf erwiderte, daß sie nichts Böses tue, und zur Muttergottes nach Südmähren wallfahre, damit diese ihr im Himmel bei ihrem Sohne Jesus Christus die Gesundheit erwirken möge.

Bruna grunzte sehr böse und gereizt und machte noch schärfer geltend, daß die Muttergottes für die Preußen nicht da sei und daß Gebete aus Preußen keine Geltung im Himmel hätten und daß es nicht anginge, die gute Frömmigkeit aus Österreich hinüber zu

schleppen nach Preußen, wo alles schlecht sei und nicht nach dem Wunsch der Kaiserin.

„Gott gebe der Kaiserin die ewige Seligkeit“, erwiderte Maritschka etwas schnippisch und rief nach ihrer fröhlichen Art: „Es lebe der Kaiser.“ Doch kaum hatte sie es ausgerufen, als Bruna heimtückisch nach ihren Kitteln griff, an ihnen zerrte und sie der armen Maritschka vom Leibe riß. Bruna bestahl Maritschka um diese Ketten, Maritschka lag mit entblößtem Leibe am Wegrand, und da Bruna ihr heftig ins Gesicht schlug, war sie wieder in ihren Krampfzustand verfallen, bis schließlich nach Stunden Leute aus Himmelwitz sie fanden, eine gewisse Blondina Gulda, Ehefrau des dortigen Stellmachers Clementin Gulda, die im Walde dürres Holz gesammelt hatte und Maritschka auf der Tragachse hinüberschaffte nach Freiheitsau im Preussischen, ins Häuschen des Bruders Leopold.

Blondina ahnte, daß es Bruna gewesen sein könnte, die Maritschka so übel zurichtete, wohl einzig aus der Befürchtung heraus, daß Maritschka ihr Bettelrevier in Zukunft mit ihr zu teilen gedachte, was freilich unzutreffend war.

Wochen später, im Herbst, als der Mond ganz groß und rot sich zwischen Waldbäumen seinem Untergang zuneigte und Maritschka im unermesslichen Walde eine Lagerstatt im Moose bezog, zuvor aber ihre Gebete verrichtete, trat aus dem Monde das Gnadenbild der Muttergottes hervor, wuchs langsam größer und

größer im Walde und nickte Maritschka freundlich zu. Immer röthlicher und fesselnder wurde das Mondgehäuse, immer gewaltiger flammte es im Gebüsch, der Himmel hatte sich aufgetan, und Maria näherte sich der zerknirschten Kreatur, die auf den Knien lag, die Hände gefaltet und zu diesem Gnadenlicht flehend erhoben. Die himmlische Pracht versank zwischen den Bäumen und im Gebüsch, ein leuchtendes Flackern verstarb, die Nacht erdrückte den Zauber, bis zum Morgengrauen.

Träumte Maritschka die ganze Zeit oder wachte sie? Seit Stunden schwebte sie zwischen dem Jenseits und dem Diesseits, zwischen Himmel und Erde, und als der Wald aufzustehen begann vor dem Morgen, Maritschka im umnachteten Schlaf im Moose kauerte, schlug ein Höllenkrachen plötzlich ins Gebüsch. Vor ihr, hinter ihr, neben ihr und über ihr blitzte ein Feuer auf, von einem Donner auseinandergesetzt, so, als ginge die Welt soeben unter. Maritschka war von diesen herrischen Kräften plötzlich ins Leben gerissen, sie war aufgesprungen, sofort aber niedergeworfen, das Krampfgefühl stellte sich ein und ihre Sinne verschwanden.

Auf unsagbare Weise jedoch lebte Maritschkas Seele weiter mit dem fortrinnenden Weben des Waldes, mit der Zeit, die sich zurückzudrehen schien in ihr, jene Zeit, als Leopold in den Krieg von Sechszundsechzig aufbrach, als die Ungarn an die Türe pochten, als ihre schlürfenden Schritte sich der Bettstatt näherten und die kalte Ungarhand nach ihrem Unterleibe griff.

All dies zog pfeilschnell an der wunderfamen Seele dieses kauernnden, zuckenden, einsamen Menschenbündels vorüber, jedoch umgekehrt und so, als stünde der Abschied Leopolds in den Bruderkrieg nicht am Anfang, sondern am Ende der Dinge. Maritschka schrie während dieser Passion mit jauchzender, den Wald und das Getier aufscheuender Stimme, die scharf abriß.

Als sie nach Stunden erwachte, war es ihr, als sei sie im Himmelreich. Denn wie die ewige Seligkeit spannte sich hoch über ihr die prächtige Decke eines Saales voll rosigen Engeln und buntem buschigem Gewölk, Azurbläue, gewundenen Linien, auf denen die Heiligen daherschritten. Maritschkas Körper steckte in wohllichem weißem Linnen, und zutrauliche Geister in sonderbaren Trachten umstanden die Lagerstatt.

War Maritschka gestorben? Befand sie sich im Himmel und in der ewigen Seligkeit?

Nein, es war eine irdische Wirklichkeit, die sich ihrer annahm, Maritschka Teklitschka war in die missionarischen Zirkel und Kreise getreten, die aus dem Westen einstens vor vielen Jahrhunderten in die Unwegsamkeiten des Ostens vordrangen, und heute, abseits von den Geschehnissen des Tages, ausklingen in den Schlössern und Burgen in der Ebene zwischen Weichsel und Oder, in den Waldungen zwischen den Subeten und Beskiden, im unendlichen Raume zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer.

Die scheue Seele der geringsten Kreatur dieses mährischen Landstrichs, Maritschka Tselitschka, ein hilfloses vom Leben geschlagenes Weibchen, wanderte auf versponnenen Waldpfaden der Heimat und geriet im Walde, just als sie nächstens kampierte und der magische Mond ihre überwirklichen Bilder beschwor, unter die Wildkanzel des Hochmeisters vom Deutschen Orden, der derzeit in den Umkreisen von Himmelwitz residiert, nach chronistischem Edikt.

Als seine Gnaden im frühesten Morgengrauen auf den Anstand ging, um zu jagen, und schoß, erschraf Maritschka Tselitschka so, wie der Magier es ihrem Bruder prophezeite, und ihr Zustand schnellte zurück. Seine Gnaden der Hochmeister, vermeinend, im Gebüsch eine vagabundierende Kreatur angeschossen zu haben, befahl seinen Jagdbegleitern, diese Kreatur in die Residenz zu bringen in den stattlichen Barockbau, dem Kulturmittelpunkt für die Kolonisierung und Christianisierung Preußens und des Deutschen Ostens. Maritschka Tselitschka befand sich im Spital der Hochmeister. Ordenspriester und Schwestern übten ihre Mildtätigkeit.

Maritschka wünschte all diese Herzlichkeit und Güte nicht, sie war verlegen und betroffen und wollte sich sofort erheben, um nach Hause zu gehen. Doch die Ordensbrüder vom Deutschen Hause ließen sie nicht fort, päpelten sie Tag um Tag gründlich auf und versicherten ihr, daß sie nun endlich gesund sein werde, und Maritschka weinte vor Freude. Sie beteuerte,

daß Maria, die Muttergottes, alles so wunderbar gefügt hätte, damit Maritschka ihrem Bruder Leopold weiter helfen könnte den Acker und die Wiesen zu bestellen, die Ziegen zu versorgen und neuerdings auch die Kuh, die er sich anschaffen will, samt Huhn und Gans und Schwein.

Eines Morgens wurde Maritschka aus dem Residenzspital nach Hause entlassen, sie mußte noch einen ganzen Tag pilgern und erreichte gegen Abend die heimatlichen Gefilde, die alte morsche Brücke über den Dppafluß. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu und stand im Westen über den Wiesen. Maritschka starrte hinein und sah abermals das Gnadenbild hervortreten aus diesem Himmelstor. Langsam, ganz langsam wurde es größer und kam über die heimatlichen Wiesen freundlich nickend Maritschka entgegen. Immer größer wurde das Gnadenbild und immer greifbarer, und versank dabei langsam, ganz langsam unter den Wiesen im Dppafluß.

Maritschka lag auf den Knien, ihre Hände zum Gebet gefaltet. Andächtig ertrank ihr Blick in jener Stelle dort, wo alles versunken war und ein leuchtendes Flackern langsam erstarb.

Zu Ehren des Gnadenbildes wallfahrte sie Jahr um Jahr nach Südmähren, vorbei an der Residenz der Hochmeister, wo sie jedesmal einkehrte und bewirtet ward. Der Krampf aber war seither ausgeblieben.

Das ist die einfache Geschichte der Jungfrau Maritschka Zeklitshka aus Mähren, die gesund wurde auf sonderbare Weise und durch einen starken Glauben wiedergegeben dem irdischen Tun.

Das Gnadenbild hatte sie zu den Hoch- und Deutschmeistern vermunschen, zu den „Brüdern des Deutschen Ordens Sankt Marien zu Jerusalem“ und sie halfen ihr, nach dem Wahlspruch, der im Osten des Reiches soviel Segen spendete durch viele Jahrhunderte: „Im Dienste der Nächsten verzehre ich mich.“

Die Arbeit

Himmelwitz liegt, wie schon erwähnt, nicht im Preussischen, vielmehr bereits im einstens Osterreichischen, jenseits des Flusses in der anhebenden Ebene, die den Osten bindet mit dem Westen, auf halber Pilgertour von Krakau, einer alten Königsstadt im Polenlande, nach Wittenberg im Preussischen.

Aus fernen Zeiten erhoben, ragt träumend ein uraltes Kastell über dem Dorf, einstens das mächtige Domizil der Zisterzienser, historischer Haltepunkt auf einem andern Wege, welcher jenen von Krakau nach Wittenberg schneidet, und von Berlin südwärts wandert gegen Wien. Von all dem trotzigen Burggemäuer übriggeblieben ist nur noch ein jüngerer Kirchenbau, die Patronatskirche von Himmelwitz, mit allerlei klösterlichen Nebengebäulichkeiten auf bischöflichem Grund und Boden, ein österreichisch-barockes Wunschkästlein, mit dem Häubchen seines roten Daches leuchtend im Umkreis, die steingewordene Mission der deutschen Bauern, deren Gehöfte sich um den Burg- hül gel gruppieren mit allerlei verschollenen deutschen Sippennamen.

Dort oben nun nistet auch der besagte märchenhafte Orden, der Orden vom Deutschen Hause, eine Stiftung vom österreichischen Hause, erstreckend sich mit latifundialen Gütern, Gärten und Wäldern weiter fort

dem Süden Mährens zu. Oben vom Klosterhügel aus kann man gen Norden das preußische Land überschauen, wie es sich wohlgeordnet erstreckt und im Nebel der Felder verliert.

Hier, von der symmetrisch bebauten Hügelung, stufen sich der Reihe nach andere Gebäulichkeiten, wie Pfarrei und Schule, im blendendweißen Glanz des Kalkes, Tribut der Himmelwäizer an eine überlieferte kaiserliche kirchliche Ordnung, die einstens aus diesem trutzigen Kastell mächtig verströmte und von dieser Hügelung mitten im Dorfe in die Ferne wirkte, heute umwuchert vom verfilzten Gras, das lang und dürr und trocken ist wie weisheitschütterte Bärte alter Erdengeister, wie Bärte magischer Kobolbe, sagenumwobener Zwerge, welche der Zeit verfielen und dem Staube, nach Gesezen, die allein dem Wind gehorchen, schnell kommen wie der Wind und schnell gehen wie der Wind. Einige Birken haben ihre keuschen Leiber etwas voreilig daneben gepflanzt. Jetzt stehen sie ratlos, zitternd und verlegen auf dem alten Klosterbuckel, gleich herzensguten, frommen Mädchen. Sie nicken sittsam linkisch für dieses unabwendbare Geschick und tun so, als spielten sie mit dem kargen Sonnenschatten ihrer adrett auf Kokoko frisierten fadenscheinig grünen Haubenkronen.

In den Klosterhügel hineingetrieben, mit dem Gesicht dem Dorfe zugewandt, im Schatten vieler alter Einden kauert eine uralte Wagnerei, die einstige bischöfliche Radmacherei und Gestellerei des gottes-

fürchtigen Clementin Gulda. Mit ihrem gesamten Wirrwarr mannigfaltigster Geräte ist sie gleich einem riesigen Schlachtfeld gegen den Hügel hingeschmissen, bestückt mit gebrochenen Achsen, Vorder- oder Hintertheilen von Wagen, meistens groben, von Kot überkrusteten Bauernkästen. Ferner mit kriegerischen Safetten, Kutschen und Kaleschen. Dort, jener Hintertheil einer Kanone hat sein beträchtliches Alter in den Bucher von Gras und Kraut gegraben. Er hat mit dem Alten Fritz den die Tage des Siebenjährigen Krieges gesehen. Hier eine andere Kanonenachse trägt die Wappenkrone des Korfen, sie wurde unweit Himmelwitz während der Schlacht bei Austerlitz zusammengehauen. Und jene Kutsche gar ist preussischen Geblüts, sie fuhr einstens gegen Olmütz, als Bismarck dort um das Reich beriet. Eine andere Kalesche, gegen die Mauer gelehnt, mit ihr verkrustet und schier in sie hineingewachsen, stammt aus den schönen Zeiten der Wiener Kaiserin.

Clementin Gulda wußte kaum, welch geschichtlicher Spuk unter den raunenden Einden wucherte und keine Wurzeln schlagen konnte, trotz der Jahrhunderte, die darüber gingen. Gulda sprach zwar gern von einer anderen Vergangenheit, von der Vergangenheit seines stolzen Geschlechts, und zeigte dabei öfter eine alte Pudelmütze, die in seiner guten Stube im Schrank aufbewahrt wurde. Diese Pudelmütze soll einstens und zu Zeiten seines Urgroßvaters bis zum Rand mit Golddukaten angefüllt gewesen sein. Urgroßvater Gulda soll mit unglaublicher Kühnheit dieses Kastell

von den Bischöfen zu kaufen unternommen haben, einfach darum, weil sein Blut es befahl und weil er wissen wollte, daß auf dieser mächtigen Burg einstens die Guldas gefessen hätten, vor vielen hundert Jahren freilich, als es noch freie Bauern gab allüberall in deutschen Landen. Etwas mußte schon an dieser Legende daran sein, sagten sich die Himmelwitzer, weil sie sich nicht weiter zu erklären wußten, warum man im ganzen Umkreis anstatt zum „Stellmacher Gulda“, zum „Edelmann“ sagte. Spitznamig trugen die Guldas das „Edelmann“ mit sich. Und um die Herkunft dieses Spitznamens zerbrachen sich die Himmelwitzer in zwei verschiedenen Geschichten den Kopf. Erst einmal sollte zu Zeiten Napoleons ein französischer Offizier beim Himmelwitzer Bürgermeister Gulda Quartier bezogen haben, und hierbei sei mit der Bürgermeisterin etwas Delikates vorgegangen. Zum anderen aber ging das Rätsel weiter zurück, in die Chronik und Geschichte des Landes Böhmen, bis auf den Přemyslidenkönig Ottokar, der einstens im Kastell verweilte, um nicht nur in Mährens weiten Wäldern nach edlem Wild zu jagen, sondern auch in Himmelwitz nach etwas edlerem. Von daher käme auch die Belehnung des Guldaschen Geschlechts mit ansehnlichen Ländereien, welche merkwürdig genug außer der sonstigen Himmelwitzer Dorfgemarkung auf herrschaftlichem Terrain sich erstreckten, völlig umschlossen von der endlosen bischöflichen Latifundie. Der Guldasche Acker ist inzwischen freilich zusammengeschrumpft. Das soll engstens mit

der Trunksucht zusammenhängen, welcher Clementin Guldas Vater frönte. Geblieben war von all der einstigen Herrlichkeit nur ein kleiner Rest, bestehend aus etwa zehn Morgen Land, dazu dieser Radmacherei mit all ihrem bunten geschichtlichen Gerümpel, fleißig betrieben durch Clementin Gulda und sein Eheweib Blondina, Tochter des Böttchermeisters Kasimir Mosler aus Himmelwitz im K. u. K. Kronland Mähren der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Blondina schenkte ihrem Clementin vier Kinder, die in weiten Abständen das Himmelwitzer Licht der Welt erblickten: Kaspar im vierziger Jahr, Melchior im Abdankungsjahr Metternichs, Baltasar in jenem Jahr, da Bismarck nach Olmütz reiste, um sich um Deutschland zu bekümmern. Schließlich Sabine, eine Tochter, um Achtzehnhundertvierundsechzig, just zur Stunde, da Osterreich mit Preußen ein politisches Geschäft betrieb. Die Söhne entwachsen rasch dem Knabenalter und schickten sich an, mit ihrem Vater Clementin die Stellmacherei zu betreiben, wo es allerlei zu werkeln gab und Arbeit für viele, zumal die naheliegenden bischöflichen Domänen ihre Kastenwagen zur Reparatur schickten, aus alter verbrieftester Überlieferung, ganze Kavalkaden von Wagen, dazu die Himmelwitzer Bauern auch noch ihre armfeligen, klapprigen Kästen und sogar die preußischen Freiheitsauer die ihrigen.

Clementin Gulda arbeitete fleißig und mühte sich redlich in seinem Werk, und wenn er, selten einmal,

im Lederchurz durch Himmelwitz zog, um in der Schenke einzukehren, so übermannte ihn jeweils ein Redefluß ohnegleichen. Von Natur vertrug er nicht viel Alkohol, und nach dem geringsten Genuß redete er auf die anderen Himmelwitzer Zechkumpane in dröhnender Weise ein, als gelte es, die Existenz des Himmels und der Hölle zu beweisen, oder als sei die Luft von Gott eigens hierhergegeben, um von Clementin Gulda in Erschütterung gebracht zu werden. Clementin hatte einen Lieblingsvers und dieser lautete:

„Gott erhalte und beschütze
Unsern alten Kaiser Franz.“

Clementin steigerte sich in seiner Begeisterung für Kind und Regel und familiäre Historie. „Meine Frau ist ein Palast“, rief er zum Gaudium der Himmelwitzer, lobte sein Eheweib Blondina öffentlich und begann auch bald von Großvaters Pudelmütze mit ihren einstens angefüllten Golddukaten. Sonntags oder zu den großen kirchlichen Feiertagen versäumte Clementin niemals den Gottesdienst. Bei Prozessionen trug er die Heilige Dreieinigkeit dem Geistlichen voran, rund um den Klosterbuckel, und hatte zudem auch eine beratende Stimme unter den Kirchendeputierten. Ofter schon rühmte er sich einer Kalesche, die er zu bauen beauftragt wäre, einer Galakutsche für Seine Eminenz den Erzbischof von Olmütz, obgleich er nur ein einfacher Stellmacher war. Das wahr sagte ihm einst eine Zigeunerin. Freilich war die Geschichte mit der Zigeunerin etwas, wovon er nicht gern alles zu

Ende erzählte. Dies Lumpenweib verpackte damals seinen Kopf in ihre Schürze, umwickelte und verband ihn gleich einer Kube, um ihn danach zwischen ihren Beinen festzuklemmen. Das alles wäre nötig zum nachfolgenden Zauber. Als Elementin damals nach Hause kam, fehlte sein Geld aus der Tasche. Er begann zu toben und sie liefen sofort vor die Bude, um Bärm zu schlagen und sich mit der Zigeunerbrut zu prügeln. Schließlich wurde die Zigeunerin visitiert. Auf ihrem nackten Leib führte ein Schnürchen in den Körper und in eine bewusste Öffnung. Man brauchte daran nur zu ziehen und der Geldbeutel schlüpfte hervor.

Das war ein entscheidendes Erlebnis Elementins mit der Außenwelt und seine dabei empfangene Prophetie vom bischöflichen Wagen. Es war eines seiner wenigen Erlebnisse, außerhalb des Rahmens seiner Himmelswitzer emsig betriebenen Radmacherei.

Wahrhaftig baute Meister Elementin in raren sonntäglichen Mußestunden verstoffeln an einer Kutsche und träumte von deren künftiger Bestimmung. Das sollte die Kutsche werden, in welcher Sabine, seine Tochter, zur Kirche fahren sollte, wenn sie einmal jemand zur Ehe holte; hoffentlich ein reicher Bauernsohn.

Derartig träumte Elementin Gulda von einer Wagenfahrt. Die Himmelswitzer nun knüpften noch mancherlei andere Deutungen an Guldas Wagnerei. Einstens sollten Jenismännchen, das waren heidnische

Kobolde, auf den Hackflößen der Guldaschen Wertstatt nächtlicherweise und während eines schweren Unwetters geschäftig mit Äxten hantiert haben. Sie hätten die Kinder des Guldaschen Geschlechts zurechtgehackt, wurden dabei aber aufgestört, jedoch wäre es ihnen trotzdem gelungen, einen Tausch der Kinder unter Benützung der zurechtgehackten Holzpuppen durchzuführen. Nur waren schließlich die Seelen der Altvorderen aus Guldas Blute alarmiert worden. Es entwickelte sich dieser bösen Unterschiebung wegen eine Schlacht zwischen den christlichen Kräften und der heidnischen Bosheit. Man kämpfte erbittert, bis es jemandem unter den Lebenden, die das Ringen mit ansehen mußten, einfiel, die Himmelwäizer Kirchenglocken stürmisch zu läuten, eine rettende Übung, die den Kobolden stark auf die Nerven fiel, weil sie das Christentum haßten, so daß sie es vorzogen, das Kampffeld vor dem sieghaften Christentum zu räumen.

Jene merkwürdige Beziehung zu Kräften überirdischer Natur erhielt sich im Guldaschen Geschlecht bis zum heutigen Tag. Man konnte Blondina öfter beobachten, wie sie mit ihren Kindern nahezu orientalische Gebetsverrichtungen beging, etwa, wenn die Sichel des neuen Mondes am Himmel erschien, welches Himmelsereignis bei den Guldaschen regelmäßig feierlich vermerkt wurde. Es möge aus den unzähligen Veringfügigkeiten, die man getrost als Zeugnis von Kultur bezeichnen darf, die auf einem durchschnittlichen mitteleuropäischen Dorf seit unausdenkbaren

Zeiten wirkt, jener Eyrismus hervorgehoben worden, jene zarte Begrüßung des neuen Mondes durch die Guldaschen, eine Begrüßung, die stets mit folgendem Vers geschah:

„Sei uns willkommen, o neuer Mond, du ferner,
Hast zwei schöne, goldene Hörner.“

Was es für Kräfte sein mochten, welche die Guldaschen auseinandertrieben, mag der Himmel wissen. Kaspar, der älteste, der Achtzehnhundertvierundsechzig in Dänemark mitmachte, verfiel mit der Zeit so sehr der Anziehungskraft Maritschka Zeklitschkas, daß er eines Tages mit ihr gemeinsam aufbrach, aber nicht mehr wiederkehrte und verschollen blieb für viele folgende Jahre. Melchior, der im Krieg von Sechsendsechzig auf österreichischer Seite stand, steigerte sich mit der Zeit so sehr in eine politische Wut gegen Wien und wurde die Triebfeder einer jungen Bewegung, die öfter in den Straßen von Himmelwitz demonstrierte, aber auch andermwärts von sich reden machte. Diese jungen Leute wollten Preußen werden, sie sangen Sehnsuchtslieder und einen Spottvers, der das Giasfo von Königgrätz beleuchten sollte und etwa wie folgt lautete:

Im Jahre Sechsendsechzig,
Doas woar ein Sommertoal,
Da lief dem Moslerpauern
Die Kuhe aus dem Stoall.
Der trieb sie 'nein und soate:
Jetzt werschte aber drinne bleiben,
Alte Kracke, Du!

Diese Heftigkeiten und Sehnsüchte bewirkten, daß schließlich Baltasar, Guldas jüngster Sohn, Achtzehn-
hundertsiebzig, bei Ausbruch des deutsch-französischen
Krieges, über die Grenze nach Freiheitsau floh, bei
Maritschka kampierte und sich schließlich bei den
Preußen freiwillig zum Kriegsdienst meldete. Nach
Beendigung des Feldzuges kam er heim. Der Volks-
mund nannte ihn seither den „Deutschen Kaiser“,
während Melchior, sein älterer Bruder, längst den
Beinamen „Deutscher Kronprinz“ trug. Melchior
war infolge seiner leidenschaftlichen Betätigung mit
den österreichischen Behörden schon öfter in Konflikt
geraten. Er hatte Bekanntschaft gemacht mit den
Kerkern und Gefängnissen Osterreichs, und nicht viel
anders erging es dem Baltasar, der gleich ihm etwas
zuviel riskierte und sich daher bald und immer wieder
hinter Gittern sah.

Der alte Gulda und Blondina machten sich große
Sorgen um ihre beiden Söhne, deren geistiger Zu-
stand unter den Strapazen sichtlich litt. Mit Melchior
und Baltasar war es schließlich so geworden, daß sie,
sobald sich die Gefängnistore für ihr verwirktes Dasein
öffneten, hinausjogen ins mährische Land und selten
heimkamen zu den Eltern, wenn aber, dann mit ver-
störten Gesichtern und einer glühenden Leidenschaft
nach etwas Unerreichbarem.

Baltasar, der in der preussischen Armee den Grad
eines Unteroffiziers erreicht hatte, legte besonderen
Wert auf roten Bisen an den Hosens. Er ließ sich
diese einfügen, ein breites Band, wie es die General-

stäbler zu tragen pflegen. Melchior dagegen trug entsprechende Reservistendeckel und hatte zudem eine Leidenschaft für Uhren, von denen er je eine in seinen Taschen trug und peinlichst regulierte. Er war es, der auf den Kirchturm von Himmelwitz eine Uhr forderte und durchsetzte. Jedoch war er ein Landstreicher in den Augen der Himmelwitzer, wie auch sein Bruder, der „Deutsche Kaiser“.

Maritschka Zeklitschka, die ihres Gelöbnis wegen zweimal im Jahr nach Südmähren pilgerte, stationierte auf diesem wochenlangen Wege regelmäßig in Himmelwitz. Sie kampierte alsdann in Guldas Wagnerei, wo ihr der alte, bereits erwähnte Wagen aus den verklungenen Zeiten Maria Theresias bestens dazu diente. In diesem Wagen hatte sie einen Altar zusammengesetzt, der Muttergottes zu Liebe und, wie man sehen konnte, pflegte in jener Zeit, da Maritschka nicht da war, Sabine, Guldas Tochter, diesen Ort der frommen Einkehr.

Maritschka vergaß zum Dank für dieses Quartier niemals, dem Elementin, seiner Blondina und deren Tochter Sabina Aufmerksamkeiten mitzubringen, wie geweihte Rosenkränze, Gebetbücher und dergleichen. Ja eines Tages bekam Sabinchen gar eine Spieldose mit einer legendären Melodie.

Dies Unterschluß ließ, nachdem Maritschka es bezog, Bruna nicht lange auf sich warten. Bruna erschien eines Tages gleichfalls auf dem Gerümpelplatz, um gleich der Maritschka Quartier zu beziehen. Bruna

steuerte direkt auf den Wagen Maritschkas zu, mußte sich aber trotz ihrer Hartnäckigkeit mit einer anderen Kalesche begnügen, mit jener Bismarcks. Sie murrte darüber sehr und deutete auch an, Maritschka würde ihr für diese Hintansetzung eines Tages büßen müssen, womit sie wiederum für viele Wochen im Walde verschwand.

Das war im Spätherbst, dann senkte sich der Winter übers Land. Niemand dachte weiter an Maritschka. Sankt Blasius rückte heran, die Kerzen wurden durch Sabinchen in die Kirche getragen und geweiht.

Ein wachsendes Licht brach in den Winter ein, dessen Grimmigkeit sich seit Weihnachten von den Karpathen unablässig heranwälzte und im Böhmischem Westen zerschlug.

Sichere Vorzeichen eines nahenden Frühlings zeichneten sich schon ins Firmament. Durch die Gassen bummelte Tanzmusik der Fasching. Strenger östlicher Wind herrschte vor Frost des Januar. In den Gehöften von Himmelwitz quietschten abgestochene Schweine. Sobald sich Blondina aber in irgendeinen ihrer Stallverschläge verirrte, zischelte ein Vogeltier, das auf den Eiern brütete. Das waren sichere Anzeichen für den bevorstehenden Frühling, erste Erwartung und Hoffnung. Die Gans war erster Anruf der Schöpfung, sie verrichtete ihr stilles und wichtiges Geschäft Tag um Tag, Woche um Woche, begleitet von hierher verirrten, fernen Rhythmen einer polternden Faschingstanzmusik.

Aschermittwoch nahte heran. Himmelwitz hatte sich ausgetanzt. Die Unbändigkeit der menschlichen Sinne, das Toben des Winters und der rauhen Nächte verfliegen. Ein neuer Abschnitt des ländlichen Jahres begann, ja, das Jahr selber schien erst jetzt zu beginnen. Denn Sonnenwende oder Silvester bedeuten weit weniger als diese kirchliche Einkehr in Himmelwitz. Nachdem die Menschen Fastnacht bis zur Reige leerten, standen sie betreten im Kirchlein am Klosterbuckel umher, ließen sich das Aschekreuz auf die Stirne zeichnen und dazu die priesterliche Mahnung sagen, daß der „Mensch Staub ist und zu Staub wieder werden wird“. Hart in den Vordergrund rückte das Gesetz der Kirche. Der Sinnenspuh des Faschings war dahin. Die Faste hub an, eine beschauliche Vorbereitung auf kommende Wunder in Wald und Feld, deren himmlische Introdution das Osterfest werden sollte. Sankt Josefstag rückte heran. Sankt Josef brachte das Holz für Maria, und Maria heizte an ihrem Verkündigungstag den Himmelssofen. Maria entließ dabei die Lerche hinab auf die Erde, mit einem Fünkchen dieses Himmelsfeuers im Schnabel. Es war die gleiche Lerche, die am Allerheiligentag des vergangenen Herbstes das Feuer von der Erde nahm, um damit die Wintersterne zu entzünden.

Die einzelnen Wochen der Fastenzeit, in denen die Pfade langsam trockneten, selbst wenn der Winter immer wieder überraschend einbrechen sollte, gingen vorüber. Die Himmelwitzer Buben holten knospende Zweige aus dem Wald, bündelten sie und zogen

damit zur Kirche. Das war Palmsonntag. Die Bündel wurden festlich geweiht, um am Gründonnerstag in der Kirche angebrannt und geopfert zu werden, als erstes Frühlingsopfer der Natur an den christlichen Gott. Karfreitag wurde Abschluß und Höhepunkt einer sittlichen und würdigen Vorbereitung auf alle bevorstehenden Geschenke des Frühlings. An diesem Tag waren alle Dinge verschwiegen und verhüllt. Um Mitternacht zog Gulda mit den Seinigen zur Klageandacht, sie sangen dabei eine endlose Passion. Die Glocken, die am Donnerstag nach einem gemeinsamen Afford verstummten, um nach Rom zu pilgern, sind durch Holzklappern ersetzt, mit denen Dorfbuben durchs Dorf ziehen, rufend im Chor, daß sie die Tageszeit ausläuten.

In den späten Vormittagsstunden des Karfreitag änderte sich das triste Bild. Die Glocken waren wieder daheim, der Priester gab das Zeichen zu ihrem erneuten Künden der Christenbotschaft, sie setzten ein. Alles in Guldas Häuschen lief wie auch das Dorf Himmelwitz in die Gärten, um durch eiliges Berühren von Baum und Strauch die Säfte des Lebens anzupochen. Die Himmelwitzer waren fromm und gottesfürchtig.

Es ging die alte Kunde, daß während dieser Gebete Sonntagskinder in sagenhaften Höhlen der Umgebung Einlaß fänden. Eingang in die Reichtümer der christentumsfeindlichen Fenismännchen. Als einstens eine Frau aus Guldaschem Geschlecht mit ihrem Kind von den reichen Schätzen wiederholt Schürze um

Schürze voll vor den Ausgang schaffte, schlug plötzlich das Tor der Erde zu. Die Frau, die ihr Kind im Berg vergaß, mußte nun ein Jahr lang warten, bis zum nächsten Karfreitag und zu den priesterlichen Gebeten. Nach diesem qualvollen hängen Jahr fand sie ihr Kind frohgemut im Berge an derselben Stelle, lächelnd und mit einem Apfel spielend.

Karfreitag ist auch der Tag, an welchem Blondina den Kuchenrog austragt und Kuchen bäckt. Das Kuchenbacken sollen die Himmelwitzer auch von den koboldischen Feenmännchen gelernt haben. Dieses Kuchenbacken darf nur bis zum Mittag dauern. Denn am frühen Nachmittag beginnt eine andere, die aufregendste Vorbereitung des Jahres. Die Vorbereitung auf die „Auferstehung“. Auf den festlichen Akt im Kirchlein, der um fünf Uhr beginnt, unter Aufbietung aller Himmelwitzer Pauken und Trompeten. Wer alsdann etwa im Walde zwischen den Dörfern verweilt, erlebt das Zusammenwirken von Mensch und Natur, erlebt das unaussprechliche Osterweben . . .

Während all der kirchlichen Festlichkeiten, die das Himmelwitzer Feld und den Wald und die Flur mit jener unnennbaren Stille erfüllen, die mit den Lüften nieder sinkt aus Sphären über allen Firmamenten, bewegt sich am Waldestrand eine zaudernde menschliche Gestalt, deren Absichten und Gehabe fast linksisch scheinen und unbeholfen. Es ist, als lausche der Mensch von Zeit zu Zeit ins Dorf Himmelwitz hinein, als hätten die Ostergesänge der Bauern es ihm besonders angetan,

und etwas später, nachdem die Prozession aus den weitgeöffneten Kirchentoren hinausstrebt über den Klosterbuckel, nachdem die Pauken und Trompeten sich so gewaltig mit dem jubelnden Vogelsang vermischen, gibt sich die Kreatur einen entschlossenen Ruck, reckt sich zur vollen Höhe auf und, getrieben von dem ganzen Geheimnis der Wiedergeburt der Erde, wandert sie schnurstraks weiter ins Dorf Himmelwitz hinein.

Der Habitus dieses Fremden ist sonderbar genug, um all jene zu beschäftigen, die ihn in den Gassen des Dorfes vielleicht begegnen. Ein wenig später, als die Menschen sich aus dem Kirchlein und von allen zu Ende gegangenen Feierlichkeiten nach Hause verlaufen, geht die Kunde um, daß Kaspar, Guldas seit Jahren verschollener ältester Sohn, heimkehrte. Barfuß und in der armseligen Kluft eines Bettelmönches. Wochenlang sei er aus der Schweiz gewandert, durch österreichische Lande, durch Böhmen und Mähren hierher nach Himmelwitz, wo das Preussische bereits umhergeistert. Er wäre getrieben worden von den Ereignissen der österlichen Auferstehung und des Frühlings in seiner Heimat Himmelwitz. Von Dingen also, die in seinem Blut rumorten. Die Freude im Hause Guldas war sehr groß. Kaspar war heimgekehrt, der verschollene Kaspar. Dazu hatte die Gans ausgebrütet, obendrein die Henne. Auch die Kuh hatte gekalbt.

Es ist merkwürdig, wie wenig Kaspar nach außen hin seine Freude aufdeckt, endlich nach Jahren daheim

zu sein bei Vater und Mutter. Kaum daß er die wichtigsten Fragen beantwortete und seinen arm- seligen Bettelsack in die Ecke stellte, begab er sich in den Hof, gebärdete sich, als sei er immer noch ver- traut mit allen Einzelheiten des väterlichen Anwesens. Er bat die Mutter um den Melkeimer, betrat den Stall und melkte die Kuh, zur Verwunderung der anderen. Zur Verwunderung der Mutter und Schwester, die es durchaus nicht wünschten und zur Wiedersehensfreude nicht erwarteten. Nachdem Kaspar sich auch noch an den Hofgeräten zu schaffen gemacht, etwas von der dicken Milch und den dargebotenen dampfenden Kartoffeln schließlich genötigt zu sich nahm, griff er in seinen Bettelsack, zog ein riesiges Buch daraus und verließ das Haus, um sich zum Pfarrer zu begeben. Vielleicht mußte es so sein, nach einem strengen Gelübde, das Kaspar abgelegt haben sollte, da draußen in der Welt, wie Maritschka immer verlautete, dachte der alte Gulda, indes alle anderen neu- gierig der Entwicklung harreten, die sich hier vorbereitete.

Als Kaspar wiederkam zur vorgeschrittenen Stunde, erbat er sich verabschieden zu dürfen von aller Neu- gierde, die ausnahmsweise zusammengeblieben war, stieg auf den Hausboden und kroch ins Heu. Dort oben hörte man ihn laut beten. Am Ostermorgen ging er zur Messe mit den anderen, jedoch die nackten Füße gesteckt in hölzerne Sandalen, ein sonderbarer Heiliger.

Stärker als das Weihnachtsfest mit seinen bürger- lichen Überraschungen, erfüllt den Landmann das

Osterfest. Die weihnachtliche Sonnenwende ist ihm zu sehr entrückt, zu beziehungslos. Er greift nach der östlichen Erde, die nun ihre Aufgabe zu erfüllen beginnt. Ostern steht ja zur Natur ohnehin in einer geheimnisvollen Beziehung, da es jeweils nach dem Frühlingsvollmond eintrifft und nicht an einem bestimmten Datum. Blondina hat frühzeitig in einem Krüge Wasser aus dem nächsten Bache geholt. Mit diesem Wasser wäscht sie sich heute das Gesicht, zum Sinnbild des Kidronbaches, durch den Jesus Christus auf seiner Passion schritt. Jetzt schmückt sie sich mit ihren prächtigsten Kopf- und Brusttüchern. Die Unterröcke, von denen sie wenigstens drei Stück knallweiß gestärkt im mächtigen Kade unter dem samtenen mit sich trägt, sind ihr höchster Stolz. Das Halleluja, Glockenläuten, Singen und die Prozession mit allen kirchlichen Emblemen ist die Kulisse zu ihrem prächtigen Auftritt.

Nachmittags begeht sie mit Meister Elementin den ersten Spaziergang auf die vom Winter erlöste Scholle. Inzwischen sind die Jungen des Dorfes zur Feuerwehrübung angetreten, sie ziehen die Feuerspritze aus dem Gehäuse und probieren, ob sie noch spritzt. So mancher Wasserstrahl geht in die zuschauende Weiblichkeit, denn der Ostermontag beschäftigt bereits die Phantasie.

Im Morgengrauen werden die Mägde und jungen Weiber in Böden und Verstecken aufgespürt. Sie müssen so manchen Eimer kalten Wassers über sich ergehen lassen. Bei keinem Scheunenbrand funk-

tioniert die Eimerkette so gut wie hier. Nachmittags werden die Schönen mit Rute und Kaspelholz gepeitscht und beschenkt und abends findet der unerläßliche Ostertanz statt. Am Dienstagmorgen dagegen heben die fünfzig Tage an bis zum Pfingstfest. Fünfzig Tage, in denen die Gäfte der Natur den Menschen berauschen, er ihre überwinterten Früchte aus Scheunen und Kellern hervorholt und zur Pflanzung bzw. Saat vorbereitet. Die Kartoffeln werden aus den Kellern geholt und zur Pflanzung beschnitten, die Saaten gebeizt und gesonnt. Die Strohfüllungen der Stalltüren sind entfernt und zu aller Erwartung schlagen die Finken, die Drosseln und Stare ihre neuen, aufmunternden Weisen.

Das Leben ist erwacht.

Freilich ist alles vom Himmel abhängig, und wenn der Sprühregen in seiner erquicklichen Wirkung nicht einem betrüblichen Landregen Platz machen muß, stehen die Saaten bald gut, deren spriekender Teppich an drei Tagen durch Prozession über Flur und Wald vom Dorfgeistlichen nach altem Brauch gesegnet wird. Längst wurde das erste Grünfutter gehauen zur Freude von Mensch und Tier.

Pfingsten, das liebliche Fest, wird begangen in einer alle Arbeit lohnenden, blühenden, singenden, fruchtschweren Natur, die gehegt und gepflegt und auf den Händen getragen sein will zu den kommenden Monden der Ernte.

Kaspar beschäftigte sich während der beiden Osterfeiertage, sofern er nicht in der Kirche beim Gottesdienst verweilte, mit einer in Himmelwitz bis dahin ungekannten Tätigkeit. Aus seinem Bettelsack kramte er allerlei bunte Dinge hervor, Stifte, Tuben, Pinsel und dergleichen. Damit ausgestattet, hockte er sich ins Kräuticht zwischen die alten Wagenruinen vor der väterlichen Werkstatt, um auf einem großmächtigen Blatt Papier emsig zu stricheln und herumzupinseln.

Auch hierzu trieb die Neugierde das Dorf herbei, namentlich viel Jugend, die staunenden Auges Kaspar's Tun verfolgte, um nach einer Weile zu erkennen, wie sich auf dem Papier die Umrisse des Kirchleins abhoben. Kaspar malte.

Zum Abend unterbrach er seine Beschäftigung, um der Mutter das Melken der Kuh und Abfütterung des Viehes abzunehmen, und nach karglichem Imbiß auf seinem Heuboden zur Nachtruhe zu verschwinden, von wo man ihn eine Zeitlang murmeln und beten hörte, in weltabgewandter Askese, die sein Gelübde ihm befahl.

Osterdienstag, als das Fest verflungen war im Alltag, frühzeitig schon und noch vor der vierten Morgenstunde, rumorte er auf dem Boden und tapste im Zwielicht des anbrechenden Tages die Treppe hinunter. Es war so, daß ihn gar niemand etwas anzuweisen brauchte. Kaspar handelte aus einem enormen sittlichen Bewußtsein heraus. Er demonstrierte das, was sein menschliches Tun sein sollte und sein mußte: das Gesetz des Christentums. Damit übertraf er alle

jene ohnehin in Himmelwitz herrschenden patriarchalischen Gewohnheiten, einander aus überlieferter gottgefälliger Würde zu helfen. Er begab sich in den Stall, fütterte das Vieh, wußte sehr wohl, was mit den Schweinen zu geschehen hatte, molk die Kuh, stellte die Töpfe am Herd zurecht, entfachte das Feuer und kam mit jeglichen Obliegenheiten seiner Mutter zuvor. Welch ein rührender Sohn.

Unter dem Dache zwitscherten die Schwalben. Es waren erfrischende Morgenmelodien für Kaspar. Sie erschlossen alle geheimen Pforten seiner Seele. Kaspar war daheim und sein Leben hatte einen Sinn, den Sinn der Aufopferung für den Nächsten. Mit der Mutter besprach er ferner alles, was zu tun wäre im Laufe des weiteren Vormittags. Da seien doch die Saatkartoffeln aus den Kellerungen hinaufzuschaffen, zu beschneiden und zurechtzumachen für die Feldbestellung. Schließlich wäre dem Vater in der Werkstatt zu helfen. Kaspar zeigte sich dabei als gar geschickter Geselle. Er hatte draußen in der Fremde einiges hinzugelernt. Meister Elementin mußte sehen und erkennen, wie fachkundig sein ältester Sohn die Hölzer aus der trocknenden Sonne nahm, mit anderen auswechselte, sie beklopfte und befühlte.

Am Wochenende, als die Kartoffeln in die Erde gesteckt waren, als so manches Radwerk repariert der Abholung durch die Auftraggeber wartete, rief Vater Elementin seinen Sohn in die gute Stube. Denn jede Arbeit wäre ihres Lohnes wert. Hier also habe Kaspar die Summe, die angebracht und würdig sei als Ent-

gelt für ehrliches Handwerkertum. Der Vater hielt dem Sohne zwei Goldkronen hin. Kaspar jedoch wies den Lohn entschieden zurück. Nein, für Geld arbeite er nicht. Er wurde gar heftig dabei, und je mehr sich Vater Clementin versteifte, um so verschlossener blieb sein Sohn. Sie einigten sich schließlich dahin, daß Kaspar sich bereit fand, von den angebotenen zwei Goldkronen einzig allein fünfzig Heller anzunehmen. Fünfzig Heller zum Ankauf von Tabak, mit welchem er sich zu verproviantieren gedachte, weil er am folgenden Tage zu einem Mönchskongreß in eine ferne Stadt zu pilgern gedachte, zu einer Zusammenkunft, die sein Gelübde vorschrieb. Fünfzig Heller reichten doch noch nicht mal für die Eisenbahnreise, wendete Vater Gulda ein. Der Sohn dagegen erwiderte, es hätte damit schon sein gutes Bewenden, denn er reise niemals mit einem Fuhrwerk oder per Bahn, sondern stets zu Fuß.

Als die Mutter von seinen Wanderplänen vernahm, beeilte sie sich, dem Sohne eine ausgiebige Anzahl von Erträgnissen ihrer Wirtschafft, von Früchten, Eiern und dergleichen in den Sack zu packen. Ein mächtiges Stück Speck legte sie obendrein, einen Laib Brot und Butter daneben. Das Geld aber, welches sie trotzdem hinzugetan, gab Kaspar mit sichtlicher Erregung zurück. Am andern Morgen huckepackte Kaspar den Sack vor Sonnenaufgang und machte sich barfuß davon.

Als er nach Tagen wiederkehrte, um sich von neuem dem Arbeitsrhythmus der fünfzig Tage zwischen Ostern und Pfingsten hinzugeben, bleibt er in diesem Arbeits-

rausch bis Pfingsten. Nach Pfingsten, so kündigt er an, käme alsdann seine endgültige Ausbruchsstunde, der Abschied für eine Zeitlang, den das Gelübde ihm auferlegte.

In diesen Tagen zwischen Ostern und Pfingsten fanden sich auch seine Brüder wieder einmal ein. Melchior, der „Deutsche Kronprinz“, und Baltasar, der „Deutsche Kaiser“. Sie schalteten Kaspar einen Narren und sagten freiweg heraus, wie wenig sein altmodisches religiöses Gelübde etwas bedeuten könnte in der neuen Zeit. Die Rettung der Heimat erfolgte in Zukunft einzig allein aus dem Norden, aus Preußen. So meinten Melchior und Baltasar und erfuhren, daß Kaspar hierzu weder dies sagte noch das.

Vater Gulda überdachte diesen brüderlichen Streit. Er fand das Verhalten seines Ältesten wohlthuend dem Herzen und der Seele nach.

Melchior und Baltasar verließen alsbald den Himmelwitzer Umkreis wieder, um, wie sie sagten, ihren Aufgaben und Pflichten anderwärts in deutschen Landen zu obliegen.

Die Natur aber betrat den pfingstlichen Umkreis.

Pfingsten in Himmelwitz bedeutet beschauliche Ruhe von Mensch und Tier. Pfingsten ist kurze Rast vom Arbeitsrausch der letzten fünfzig Tage. Die Bauersleut' sind müde. Zum Pfingstfest unterliegen sie auch nicht jenen üblichen Kulten und Riten anderer kirchlicher Feste wie etwa des vorausgegangenen Osterfestes. Pfingsten waltet nur Friede und Betrachtung um sie,

würdiger Ausdruck aller Mühewaltung um die letzten Elemente des Daseins. Die Bauersleut' haben seit Ostern jene fünfzig entscheidenden Tage des Säens, Pflanzens, Keimens und Sprießens im Angesicht eines geweiteten Firmaments und des eigenen reinen Bewissens auf ihrer Ackerscholle verbracht. Sie haben gepflügt, geeeggt, gesäet, gepflanzt. Sie haben von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang im Erdreich gestochert und gebuddelt, sie unterlagen dem göttlichen Tausch der Auferstehung des Lebens. Himmelwiz ist eingebettet in eine blühende, singende, alle Mühe und Arbeit unvergleichlich lohnende, übergrünte Natur. Diese Natur ist in den Pfingstkreis eingetreten, in jenen magischen Zirkel, der dahinzieht zwischen Saatgut und Fruchtgut zum erhabenen Gefühl einer ewigen Wiederkehr des gleichen. Fünfzig Tage lockerte der Bauer mit aller Inbrunst und Andächtigkeit den Boden. Er war der Sachwalter der Natur, der Sachwalter Gottes auf Erden. Im Augenblick wagt er sein umhegtes und umpflegtes Feld kaum zu betreten, denn während des schwangeren Schöpfungsaktes untersteht seine Erde dem Allmächtigen allein. Und wenn es dem Allmächtigen gefällt, schickt er erquicklichen Sprühregen auf jene Weise, welche gut ist für die geweihten Dinge. Während der fünfzig Tage zwischen Ostern und Pfingsten ist die Erde hochgradig empfindsam. Sie duldet in dieser Zeit keines Menschen Fuß über sich, ohne Schaden zu nehmen und zugleich Strafe zu üben. Die schwellende Erde will auf Händen getragen sein zu den kommenden Monden der Ernte.

Wenn der Landmann Ostern und bei Beginn dieser fünfzig ereignißschweren Tage zum erstenmal seit dem Spätherbst seine Scholle würdigen Schrittes beging, um zu prüfen, was der Wintersturm zerzauste oder der Frost zernagte, so bleibt er Pfingsten daheim aus jenem frommen Bewußtsein heraus, daß es draußen nichts zu prüfen gibt, daß nunmehr alles der göttlichen Allmacht anheimgegeben ist und bleiben muß auf Väterart. Vielleicht besucht er sich Pfingsten im patriarchalischen Rahmen der auseinandergeheirateten Familie, vielleicht benützt er diesen Tag zu irgend einem Tausch von Kind oder Füllen, zur Fahrt im rumpelnden Kastenwagen nach dem nächsten Marktflecken, wo der Sattler wohnen mag oder ein geschickter Böttcher. Gott wird diese Fahrt verzeihen, denn die Wochentage sind von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit Schweißperlen gekrönt, die von des Bauern Stirne glänzen. Auf dem Anger steht die Schießbude und das Karussell für die Jungen, aus den weitgeöffneten Kirchentoren strömt der letzte Orgelklang der Vesperandacht in die sonnenüberfluteten Gärten und Gassen. Die Zeit scheint stillzustehen und betrachtet sich selbst. Bäuerinnen ziehen ihre weißen Brustjäckchen aus alten Truhen. Sie werden den sonnigen Nachmittag hockend im Schatten ihrer Häuser verbringen, leuchtend in diesem weißen Schmuck, und der Lärm der Jugend vom Anger her, wo das Karussell die Peiertöne bereits quietscht und knetet, wird ihren Gesprächen belebende Wirkung verleihen. Meistens werden sie lauschen und horchen. Ihnen

bleibt diese horchende Geruhfameit festlich genug, denn sie haben sich fünfzig Tage zur Erde bücken müssen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, und sie wüßten treffend zu antworten, was ein Rückgrat ist . . . Sie haben fünfzig schwere Arbeitstage hinter sich und die ganze Hauptlast der Feldarbeit noch vor sich. Sie wüßten auch nicht, was es drüben am Ager oder draußen in Wald und Flur für sie übermütig zu singen geben sollte wie etwa für die Leute aus der Stadt. Ostern, als sie selber sangen, als ihr Lebensgefühl neu erwachte, als sie der Erde hymnisch und mit Halleluja entgegengingen, war das etwas ganz anderes, da waren sie eben auch entsprechend beschwingt. Sie waren von der winterlichen Verkapselung endlich erlöst, und die Sonnenluft des Faschings, die vielleicht die Beine vom Tanzen müde gemacht haben mochte, war durch die lange Fastenzeit so angestaut, daß sie den Mund öffnete zum erlösenden Ruf. Der heidnische Sinnenpuk des Faschings und die christliche Askese der Faste begegneten sich Ostern zur „Auferstehung“. Die Erde war vielleicht noch mit Schnee bedeckt, sie triefte und quirlte unter den Füßen, ihre Säfte drangen durch die Poren ins Blut und die Glieder schrien nach Arbeit. Gleichsam zum Jubel für den endlichen Anhub irgendeiner Betätigung übten die Bauersleut' alle kultischen Regeln der Karwoche, um den Höhepunkt dieser Übung, das Osterfest, aus den Gründen ihrer Natur und blutbedingten Erdverpflichtung zum Öffnen der Erde und zum Eröffnen der Landarbeit anzurufen und sich alsdann unver-

mittelt in den Rausch der fünfzig keimenden Tage zu stürzen. Und dieser Opfergang schließt sich Pfingsten zu einem tiefsinnigen Ring. Der Bauer hat der Allmacht alles dargebracht. Er hat das Erdreich mit dem kostbaren Saat- und Pflanzengut angefüllt. Er hat mit menschlicher Güte, mit gutem Willen, nach Sitte, Befestigung, Brauch und Brauchtum, nach bestem Wissen und Gewissen mit fleißigen Händen und im Zusammenwirken von Mensch und Zugtier den Mächten Opfer hingestellt. Jetzt wird eine kurze Pause der Befinnung in alles Tun geschoben. Pfingsten, das liebliche Fest, das Fest der trächtigen fünfzig Tage nach Ostern. In einem Kranz von Baum und Strauch ist jedes Häuschen aufgeblüht, erfüllt vom schwirrenden, betörenden Leben, vom Leben, das vor fünfzig Tagen, just zur Auferstehung der Erde, aus den Sittichen kroch, Hühner, Gänse, Enten, Zicklein, Füllen und so fort. Pfingsten ist der Schlußakkord des ländlichen Vorspiels von der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Pfingsten ist der grüne Akt der dörfischen Schöpfungsgeschichte.

Das Grundmotiv am Anfang der fünfzig Tage war die Hebung der überwinterten Körner, Knollen und Samen ans Licht und aufs Feld. Jetzt wiegen sich die jungen Saaten über die Horizonte gleich einem unendlichen Meer. Es kann sein, daß der Bauer Pfingstsonnabend schon nach der Sense greift, die er im Spätherbst im Schuppen an den Nagel hing. Vielleicht befindet er, daß das erste Grün geschnitten werden kann, als besonderer Leckerbissen für sein Getier

im Stall, für jene Gäule, die Hauptanteil haben an allem Wunder der grünenden Natur.

Der Stalleingang ist geschmückt. An Stelle der wärmenden, winterlichen Strohgewinde umfränzt ein frühlingshaftes Blattgewinde die Pfosten. Alte Walpurgisüberbleibsel im lockenden Maientag, Dinge, die sich mit den urtümlichen Bauerninstinkten und christlichen Riten munter überschneiden. Die Sense ist über den jungen Saaten aufgetaucht und die Saaten teilen sich dies mit im jugendlichen Gekräusel, im Wiegen und Wogen, flüsternd mit den Gezeiten im Überschwang des Lebens.

Pfingstdienstag beginnt ein anderer Kreis des ländlichen Jahres. Das Fest ist verklungen, es naht der Eintritt der Früchte in die Umkreise der erfüllenden Monde. Bis dahin aber ist noch ein weiter Weg besät mit perlendem Schweiß von Mensch und Zugtier. Auf diesem Wege hält der Bauer Zwiesprache mit seinen Tieren, gemeinsam sprechen sie mit den Früchten, es ist ein Dreiklang der Stimmen im Angesicht der Allmacht.

Der Weg führt mitten in den Sommer hinein mit aller Mühe und aller Beglückung. Es ist ein Umkreis, in welchem selbst das Kirchengesetz sein Anrecht verliert, um erst im Advent wieder zurückzukehren.

Nur die reife Natur regiert die Stunde.

Pfingstmontag war Kaspar mit dem dicken Bibelbuch unterm Arm und barfüßig, in seiner Bettelkluft, auf der Pfarrei gewesen, um Abschied vom Geistlichen

zu nehmen. Und am Pfingstdienstag, noch vor Sonnenaufgang, brach er endgültig auf, ohne weitere Angabe seines nächsten Zieles. Das mochte vielleicht seinem Gelübde entsprechen, dachten die Angehörigen, und da sie ferner mußten, wie wenig Spaß er in Geldangelegenheiten verstand, boten sie ihm weder welches an, noch steckten sie ihm daher welches zu. Von Speise und Trank dagegen gaben sie ihm reichlich mit und er nahm es mit herzlichem Dank entgegen.

Sabinchen wünschte, ihn ein Stück Weges zu begleiten. Sie zog mit ihm bis vor das Dorf. Hier jedoch forderte er sie in jener ihm eigenen Strenge auf, nun den Rückweg anzutreten und ihn allein zu lassen. Als Sabinchen sich ein wenig später umschaute, war es ihr, als führte er mit betonter Gebärde heftige Selbstgespräche und dann entschwand er südwärts im Walde ihren Blicken.

Die Krankheit

Es war die Zeit, da Maritschka Zeklitschka wieder einmal von ihrem Pilgerweg heimwärts strebte. Sie kam in Himmelwitz mit einer ungewöhnlichen Bürde an, schwitzend und keuchend mit dem leblosen Körper eines Menschen auf dem Rücken, den sie im Straßen-graben aufgelesen haben wollte. Diese Last lud sie bei Gulda auf dem Wagenplatz ab. Vater Gulda interessierte sich lebhaft dafür, welche leblose Kreatur Maritschka mit sich brachte. Alle starrten wie gebannt in das Gesicht dieses Findlings, das von der Sonne plötzlich wie verwandelt schien, gelb wie mit Walnuß-saft bestrichen, die Augen schloß, die Backenknochen spitz. Selbst den Vater Gulda packte es unheimlich an. „Also, was haben wir da für einen Kruzitürken?“, fragte er mit Verwunderung und Unbehagen.

Maritschka widersprach, indem sie zugleich das Kreuzzeichen über den Brüsten schlug. Das wäre kein Kruzitürke, das wäre ein Christenmensch, dessen Seele gerettet werden müßte und Gewinn brächte den Mitmenschen, deren Seelenheil hoch da droben über den Sternen läge. Vater Gulda sagte nichts mehr weiter. Nach einer Weile hielt er es jedoch für ratsam, das Offizial mit dem Vorfall vertraut zu machen. Da ihm aber persönlich infolge einiger besonders dringender Kadreparaturen keine Zeit gegeben war, möge Maritschka vielleicht dort die Tragage nehmen, den

Tragatsch, wie man es landläufig nannte, und die Angelegenheit an zuständiger Stelle abladen. Sabinchen war bereit, ihr behilflich zu sein. Sabinchen brachte den quietschenden Tragatsch, der Findling wurde aufgeladen und die beiden Frauen fuhren damit los. Das Dorf Himmelwitz erstreckte sich auf der andern Seite des Klosterbuckels gegen den Wald zu. Der Dorffizial spannte soeben seine beiden Ackerhäule in den Kastenwagen. „Was bringt Ihr mir, Ihr Weiber?“ fragte er abwesend und knüpfte dabei das Zugseil ins Holz.

„Hier, diese leblose Seele“, gab Maritschka zur Antwort.

„Wo habt Ihr sie her?“ fragte der Dorffizial weiter und vernahm, daß Maritschka Teklitschka sie am Mongolengrab gefunden hätte.

Der Dorffizial schaute endlich näher hin, lehnte jedoch die Zuständigkeit ab. Er hätte darüber nichts zu bestimmen. Das sei doch Sache des Bezirks-offiziäls, wie alles andre ebenso. Also, er äußere sich dazu nicht. Er hätte da nichts zu bestimmen, sprach er. „Sachen des Bezirks-offiziäls gehen uns im Dorf-offizial nichts an. Schafft Eure leblose Seele zum Kaiserlich-Königlichen Bezirks-offizial.“

Die beiden Frauen waren damit abgefertigt, sie blickten hilflos drein.

„Du bist kein Christenmensch“, zürnte ihn Maritschka und hob den Tragatsch hoch, ihn quietschend fortbewegend, dabei tüchtig gebückt und schwitzend. Sabinchen zog voran an einem Strick.

Der Dorfsoffizial dagegen knallte mit der Peitsche und sein Kastenwagen rumpelte davon, der Feldarbeit entgegen.

„Wird nichts übrigbleiben, Maritschka, als zum Pfarrer mit der Seele“, riet Sabinchen.

Der Pfarrer hatte kurz zuvor sein Mittagsschläfchen beendet, spazierte gähmend im Garten, las in der „Zweiten Nocturn“, visitierte die Obstbäume, band hier und da einen überschwerten Früchteast mit Schnürchen fest, oder stützte ihn mit einer Krücke. Dabei gähnte er zufrieden immer wieder.

Als die beiden Frauen des Weges kamen, schob er seine Brillengläser in die Stirn, nahm gemächlich eine Prise Schnupftabak, nieste dröhnend, um dann über den Zaun hinweg den wunderlichen Seelenzug zu stoppen:

„Was habt Ihr da, Ihr Weiber,“

„Hochwürden, eine leblose Seele“, antwortete Maritschka.

„Ja, zum Himmel, von wo kommt Ihr?“

„Vom Mongolengrab.“

„Und wohin wollt Ihr?“

„In die Kirche.“

„Ist die Seele katholisch?“

„Wissen wir nicht. Sie ist leblos.“

„Ihr müßt doch damit erst zum Offizial.“

„Der Offizial will damit nichts zu tun haben“, erwiderte Maritschka.

Der Pfarrer griff sich ans Kinn. Er sprach: „Wenn Ihr außerdem nicht wißt, ob diese Seele katholisch ist, darf die Kirche sowieso nichts machen. Es ist nicht mein Offizium.“

„Es ist eine Seele“, rief Maritschka wie zur Demonstration, doch der Pfarrer hatte das Ansinnen der beiden damit abgefertigt. Gähmend prüfte er seine Bäumchen seelenruhig weiter, blätterte in der „Zweiten Nokturn“ und nahm schließlich noch ein Prischen Schnupftabak. Das nachfolgende Niesen war wie eine schwere, hochwürdige Kanonade, die den ratlos Weiterziehenden in den Rücken schoß.

Der Pfarrgarten war schier unermesslich groß und schön...

Der Pastor hatte sein winziges Friedhöflein am entgegengesetzten Ende des Dorfes, wo der Wald anhub. Sein Wirkungskreis war klein, aber gewaltig. Er umfaßte einige Honoratioren der Umgebung, einige Beamten der Domänenherrschaft Cattaro. Unter den Himmelwissern gab es wenig Protestanten, und auch das Dorf war größtenteils katholisch.

„Wenn der Dorfoffizial damit nichts zu tun haben will“, erklärte der Pastor, „dann wäre nächstliegend, sich an das Kaiserlich-Königliche Grenzoffizial zu wenden.“ Sich abschließend die Nase zupfend, riet er den beiden noch einmal, zu den Kaiserlich-Königlichen Behörden zu gehen. Denn der Fonds seiner Kirche sei minimal.

Maritschka und Sabinchen waren abermals abgefertigt. Sie schlepten das gelbe Gesicht weiter zum Grenzoﬃzial.

Der Grenzoﬃzial tobte. „Das sei ja reinste Seelenwanderung. Seit Ewigkeiten wisse jedes Kindvieh, daß Schmuggler simulieren. Zu was also die Prozeßion von Pontius zu Pilatus? Ihr Idioten! Hinaus mit dem Zeug in das Bezirksoﬃzial.“ Die Weiber trollten sich zum Bezirksoﬃzial der nächsten Stadt. Der Grenzoﬃzial kam per Fahrrad nachgefahren.

Im Städtchen waltete der Unteroﬃzial, vermeldete dem Kaiserlich-Königlichen Oﬃzial den Sachverhalt. Maritschka lud dabei den Entseelten polternd ab auf eine lange Bank, auf die schwarzgestrichene Sündenbank.

Der Kaiserlich-Königliche Oﬃzial ließen den untertänigen Nebenoffizial zur Feder greifen, hüstelten und fragten danach die Weiber des Näheren und Weiteren.

Sich mit allerlei Vorurteilen ganz amtlich vor diese impertinent entseelte Kreatur postierend, diese gehörig musternd, wurde höchstpersönlich und distinguiert ausgerufen: „Ho.“ Da dieser Erweckungsruf nichts nützte, der Bursche trotzdessen achtungslos liegenblieb, gebot man den anwesenden Weibern, dem Unteroﬃzial sowie auch dem Nebenoffizial von Amts wegen in diesen Ruf mit einzustimmen. Man hob die Hand, und als man sie intonierend senkte, brummten die Untertanen: „Ho.“

„Steh er gefälligst auf“, fügte man höchstpersönlich noch unwillig bei. Dann war man mit der Erweckungskunst am Ende. Der regungslose Träumer träumte unbekümmert weiter. Maritschka und Sabinchen rüttelten auf gnädigen Befehl seine irdische Hülle gründlich durcheinander. Jedoch polizeiwidrig schlafte das Häuflein auf der schwarzen Sünderbank, scherte sich weder um Püffe noch um Hohorufe, noch um andere, absolut amtbefugte Sachen.

„Wir werden diese Creature von solcher bodenlosen Romantik schon kurieren“, drohte etwas fassungslos der Oberoffizial. „Herr Unteroffizial, hol Er mir den Herrn Bezirksmedikus justament und auf der Stelle.“

Der Unteroffizial, der ein guter Untertan war und sich für die geringste Peinlichkeit mitschuldig fühlte, in welche sein Vorgesetzter geraten mochte, entwich mit inneren Erleichterungen und inneren Bedrückungen, rätselnd, was noch alles aus dieser aufregenden Geschichte zutage treten werde.

Der Gnädige Herr Oberoffizial nahm wieder Platz, hustelte höchst souverän, als gelte dieses Hustel, fein abgezirkelt, jenen beiden Weibern, die, unbeachtet, mit demütigen Köpfen sehr betreten dastanden und kaum zu atmen wagten.

Die angstbedrückten Gefühle der Weiber schwanden aber bald, denn der Unteroffizial kam zurück. Maritschka und Sabinchen wagten nun alle angestauten Dinge ihrer Kehlen wegzuhusteln, wenn auch nicht so sicher wie etwa der Gnädige Herr Oberoffizial. Der

Bezirksarzt schlüpfte ganz ergeben und sehr eifrig zur Tür herein. „Servus.“

Da erhob sich der Gnädige Herr Oberoffizial vom Platz, leicht verbeugend den Kopf, gebührend die Miene vor den Hochachtungsvollen Kaiserlich-Königlichen Bezirksmedikus. Dieser hielt Uringlas und Kliftierspritze in der linken Hand, deutete darauf mit lustigem Ernst. „Hob die Ehr, Herr Oberoffizial, Kooomplimeeent.“

Der Doktor mienerte. Er kam aus Böhmen. Nun beugte er sich über den Entseelten, lauschte beflissen in diesen Körper, ließ nebenbei die flinken Auglein wissend und zufrieden über alle Anwesenden wandern, richtete sich nach getaner Arbeit auf, schnippte mit den Fingern und schmollte. „Ei Pos.“

„Zubehörteile, Utensilien, nu wos. Simpleeeg sigillum veeriii. Gornig brauchen war, verehrungswürdiger Herr Unteroffizial, bittschön, nehmens die kostbaren Instrumente eenen Moomeent in Dbhut, bittschön.“

Der Unteroffizial hielt Uringlas und Kliftierspritze mit gebührender distanzieller Achtung in den Händen, und der Medikus hüpfte. „Er otmeet nooch, bei meiner Seel. Dos hättma gschofft.“

„Daß dieser Malefize atmet, war inofficio hinlänglich bekannt“, nickte gewichtig der Oberoffizial. „Wir werden die Creatüre arretieren, bisweilen sie aus ihrem Traum gehörig aufersteht. Bevor wir alles proto-kollieren, ruf wir ex officio: „Ho.“

Der Gnädige Herr Oberoffizial hob einladend die Hand. Da er sie graciose senkte, erscholl im Chor das nochmalige untertänigst amtsbefugte „Ho“.

„Rühret sich nicht! Creatüre ist aufreizend!“ vermerkte der Oberoffizial mit sichtlichlicher Entrüstung.

Von neuem stimmte das Quintett an. Auch dieses Mal bewegte sich der Entseelte jedoch nicht.

„Was soll man dazu sagen?“ echauffierte sich der gnädige Hofrat. „Creatüre ist unrettbar verkommen. Atmet, aber rühret sich nicht. Herr Nebenoffizial, so schreib er mal.“

„Verhandelt in der Kaiserlich Königlichen Bezirksstadt am Siebenten August Eyntausend Achthundertseibzig Und Fünf. Anno Domini.

In der Kanzley des Sittligen Kaiserlich Königlichen Oberoffizials erschienen die persönlich genugsam legitimierten bis dato unbescholtenen ledigen Frauenzimmer Maria Ehefla Krautwurst und die ledige Sabina Gulda und brachten einen leblosen Sund männlichen Charakters, getätigt durch die sattsam bekannte, bis dato unbescholtene Maria Ehefla Krautwurst, auf Bemerkung der Klösterlichen Herrschaft Himmelwitz, neben der großen Straße, welche da abführet des Weges von Krakau im Pollenlande, nach Wittenberg in Preußen.

Nach Hinzubeorderung des allseitigg legitimierten, unbescholtenen und persönlich sattsam bekannten Bezirksmedikus sind alle diesbezüglichen Recherchen hinlänglich abgeschlossen, des ferneren noch erwiesen, daß bewußtes pp. Lebewesen diesseitig schnarcht und also

jenſeitig ſchläft. Solcherweiſe ſind die medizinischen Zubehöriteile, Utensilien und Instrumente nicht in Funktion getreten und iſt dem vereydigten Unteroffizial ſtrengſtens anbefohlen, den pp. Schläfer evident zu rekognoszieren, ſeinen corpus des ferneren unter Schloß und Kiegel zu verwahren, bißweilen er aus dem Jenſeits in das Dieſſeits wiederkehrett, bei Waſſer und Brott.

Auf das mehrmalige, laut und vernehmlich geäußerte Hoho aller Dießbezüglichunterfertigten, hat das pp. Lebewefen abſolut und hartnädig geſchwiegen, des ferneren anſonſten nicht reagierett, woſür Gott der Allmächtige zum Zeugen angerufen wird, und iſt die Unbeſcholtenheit aus dieſem Grunde noch nicht evident.

Unterschrift des Bezirksmedikus.

†† Kreuzzeichen der ſchreibunkundigen Maria Thekla Krautwurf.

†† Kreuzzeichen der ſchreibunkundigen Sabina Gulda.

Protokollierett und abgeſchloſſen, Unterschrift, Kaiſerlicher und Königlichher Oberoffizial.

So wahr uns Gott helfe!"

„Dießbezüglichendesunterfertigter dokumentieren ex officio und außerprotokollarisch, daß ſie mit Dießbezüglichendesobengefertigten, unbeſcholtenen Creatures gleichfalls kräftig Ho geſchrieen, woſür das protokollierte pp. Lebewefen ungebührerweiſe liegenblieb ſo wie es lag, und abſolut nicht reagierett, anſonſten man

jedoch Töne wahrnehmen konnte von diesseitigem Geschnarch und jenseitigem Geschlaf.

Unterschrift des unvereidigten Nebenoffizials."

Der unvereidigte Nebenoffizial, seines überraschend gehobenen Wertes bis zum Rande angefüllt, wurde aus plötzlichem Stolz nervös. In dem wichtigen Bewußtsein, auch wieder einmal seinen Namen unter ein Protokoll setzen zu dürfen, lief die Schreibfeder rascher und auch gieriger vom Tintenfaß über das beschriebene Papier und ließ zum grauenhaften Unheil ihre Ladung plumpsen, grad auf des Gnädigen Oberoffizials Namenszug.

Der Nebenoffizial erschrak hierüber so gewaltig, daß er sich mit der Nase blitschnell über sein Schreibwerk neigte, als wollte er am Ende selber platt werden wie der Fisch, um auf diese Weise kommenden Gewittern zu entgehen. In seiner namenlosen Bestürzung streckte er die Zunge aus, leckte diesen Tintenleck's schwappend weg, und verschluckte ihn. („Wohl bekomm's, Herr Nebenoffizial!")

Man sah an dieser Stelle des Papiers nun nichts Besonderes mehr, bis auf den nassen Schimmer. Dieser aber würde schon noch trocknen, hoffte der arme Nebenoffizial, wobei er zitternd seinen Namen unterschrieb, dahinter wie gewöhnlich:

„So wahr uns Gott helfe."

Der Fall war damit einstweilen abgetan. Die Beteiligten aus dem Protokoll entlassen. Der Bezirksmedikus nahm Uringlas nebst Kliftierspritze und

komplimentierte sich von dannen. „Servus, Hob d'Ehr.“

Der Unteroffizial lud den Fund flüsternd, die Anwesenheit des Gnädigen Herrn Oberoffizial absichtlich respektierend, auf den Rücken. Maritschka und Sabinchen, ebenso flüsternd, halfen ihm. Das Flüstern dehnte sich in die Länge, bis der Gnädige Herr Oberoffizial unmißverständlich hustelte und seine Kanzlei im Nu von dieser Funktion bereinigt war. Die beiden Frauen wanderten anscheinend nach Hause. Der Unteroffizial mit dem Packen in den Kerkerraum. Dieser Kerkerraum befand sich neben den Kellern tief unter dem Dffizialgebäude. Hier warf der Unteroffizial, wie anbefohlen, den Entseelten nebensächlich hin, überließ ihn fortan dem Zwielicht und feuchtriefenden Wänden.

Es war der Unteroffizial, der etwas später verängstigt und völlig aufgelöst ins Wesenlose lief und sich endlich auf das Amt besann. Hier war der Nebenoffizial allein anwesend, malte mit dem Federhalter gelangweilt Schriftzeichen aufs Papier und döste. Er mußte die Rückkehr des Oberoffizials abwarten. Solange dieser abwesend blieb, befand sich der Nebenoffizial stillschweigend auf gehobenem Posten, den er nicht verlassen durfte und auch träumend gerne innehielt. Der Unteroffizial nun stammelte und stotterte zerfahren, es sei ihm etwas Schreckliches begegnet, etwas Himmelschreiendes, etwas, das der Oberoffizial sofort erfahren müßte.

„Herr Nebenoffizial, wo ist der Herr Oberoffizial?“

„Nicht da“, antwortete dieser knapp und bequem. Denn der Unteroffizial war kein Vorgesetzter, dem man umständliche Erläuterungen zu geben hätte. Im Gegenteil!

„Außerdem kann ich das auch erledigen, was Ihr da haben mögt, Herr Unteroffizial.“

Zweifelnd blickte dieser ihn an. „Es wird immer finsterner, Herr Nebenoffizial, also es handelt sich um den Toten. Da ist keine Zeit zu verlieren. Toter ist nämlich gar nicht tot.“

„War sowieso schwarz auf weiß protokolliert, daß er also diesseitig schnarchte.“

„Ja . . . aber . . . mein Gott, es wird immer später.“

„Bleibt doch bei der Sache!“

„Die Sache ist die, der ist vom Teufel besessen.“

„Könnt Ihr das beides?“

„Selbstverständlich.“

„Was ist selbstverständlich, Herr Unteroffizial?“

„Selbstverständlich ist er vom Teufel besessen. Was brauch ich da beides.“

„Ihr habt im Dienst den Teufel gesehen?“

„Ich habe gar nichts gesehen. Ich stellte ihm Wasserkrug und Scheibe Brottes hin und visitierte, wie vom Gnädigen befohlen, seine Taschen. Und da war ein Kreuz mit Christus.“

„Was für ein Kreuz mit Christus? Der Herr Oberoffizial hat ausdrücklich befohlen, alles wegzunehmen.“

„Ich befolge alles genau, was der Herr Oberoffizial befiehlt. Aber trotzdem war etwas dazwischen.“

„Was sollte dazwischen sein? Befehl ist Befehl.“

„Was kann ich dafür, wenn er plötzlich die Augen aufsperrt.“

„Wer?“

„Der Tote.“

„Dachte das Kreuz mit Christus. Außerdem steht schwarz auf weiß, daß Toter gar nicht tot ist. Was redet Ihr da? Hier ist das Protokoll, da habt Ihr unterschrieben, bitte, da steht Euer Name.

Dahinter ‚Vereidigter Unteroffizial‘.“

„Warum soll dort nicht stehen ‚Vereidigter‘, da ich doch vereidigt bin. Wie Ihr wißt.“

„Wenn man vereidigt ist wie Ihr, kann man den Teufel nicht sehen. Sag ich.“

„Und ich sage Euch, eben gerade darum komme ich zum Gnädigen Herrn Oberoffizial. Und aus den Augen sprühte Feuer.“

„Feuer? Gibt's ja gar nicht.“

„Schwefel mit Phosphor vermischt. Ich hab' doch auch eine Nase. Hat gestunken wie verbrannte Socksklauen.“

Der Nebenoffizial betrachtete den Unteroffizial genauer. Dieser schien zu fiebern, und der Nebenoffizial fuhr fort.

„Außerdem sagtet Ihr mir etwas vom Kreuz mit Christus. Ihr bringt mir die ganze Geschichte durcheinander. Was war da mit dem Kreuz mit Christus.“

„Was sollte mit dem Kreuz mit Christus weiter sein. Schwupppwupp nahm er mir's.“

„Die pp. Creatüre?“

„Wie?“

- „Wüßt Ihr denn nicht, was das ist?“
- „Nein.“
- „Der Diesbezüglichprotokollierte.“
- „Jamohl, der Arrestant.“
- „Gibts ja gar nicht. Das ist Insubordination.“
- „Jamohl, Herr Nebenoffizial. Alles ist Inquisition, und darum komme ich ja. Einfach mit der Hand weggeschnappt.“
- „Das ist doch toll.“
- „Und ein Wort kam dabei aus seinem Munde.“
- „Was war das für ein Wort?“
- „Weiß Gott. Der Teufel macht sich lustig über Gesetze und Befehle.“
- „Das werden wir ihm schon anstreichen. Was war das für ein Wort?“
- „Ich kann es nicht beweisen. Aber ich behaupte trotzdem, es war schrecklich.“
- „Das bleibt eine Behauptung. Das nehmt Ihr auf Euren Dienst.“
- „Was ich sage, das sag ich, und ich kann beides, daß es schrecklich war. Weiter nichts.“
- „Eine Behauptung kann man nicht beides.“
- „Aber ich habe doch noch ein Paar Ohren im Kopf.“
- „Dann müßt Ihr auch wissen, ob es polnisch war.“
- „Nein. Polnisch war es nicht.“
- „Oder böhmisch.“
- „Auch nicht. Es war schrecklich.“
- „Dann vielleicht ungarisch?“
- „Nein. Es war schrecklich.“

„Eine schreckliche Sprache gibt es in der K. u. K. Monarchie nicht. Herr Unteroffizial. Vielleicht war es ruthenisch, tschechisch oder slowakisch. Außerdem sagt Ihr immer wieder Nein und wüßt gar nicht, was ungarisch ist.“

„Ihr doch auch nicht, Herr Nebenoffizial.“

„Das ist eine Behauptung, Herr Unteroffizial, denn der Gnädige Herr Oberoffizial redet diese Sprache, und folglich kenne ich sie auch. Aber wieso war es denn schrecklich?“

„Es war schrecklich, weil es schrecklich war.“

„Nichts ist schrecklich, weil es schrecklich ist.“

„Glaubt es mir aber, Herr Nebenoffizial. Bei 71 Namen Jesu Christi.“

„Man müßte dagegen etwas disponieren.“

„Ihr dürft das aber nicht, Herr Nebenoffizial.“

„Wer sagt das?“

„Das sag ich, Herr Nebenoffizial. Weil Ihr nicht der Gnädige Herr Oberoffizial seid.“

„Ihr macht Euch lustig über mich, Herr Unteroffizial. Das ist Insurbation!“

„Herr Nebenoffizial. Es war satanisch aber keine Inquiturbation!“

„Hoho!“

„Man müßte die Formulare nehmen . . .“

„Was denn für Formulare, Herr Unteroffizial . . .?“

„Herr Nebenoffizial, her mit den Formularen, von wegen . . .“

„Herr Unteroffizial, was Ihr da quatscht, das grenzt an Meineid.“

„Wieso Meineid? Schrecklich war das und kein Meineid.“

„Satanisch ist nicht schrecklich, schrecklich ist nicht satanisch. Ihr bringt die Sprachen der K. u. K. Monarchie durcheinander, Herr Unteroffizial. War es schrecklich, war es satanisch, war es polnisch, war es ruthenisch, slowakisch, madjarisch, krotatisch, slowenisch, böhmisch, serbisch oder russisch?“

„Ich kann Euch das nicht sagen.“

„Ihr habt mir überhaupt nichts zu sagen.“

„Wo ist der Gnädige?“

„Der Gnädige ist fort. Folglich bin ich da.“

„Ja aber . . . Herr Nebenoffizial. Kreuzverfligte Kompetenzen! Jetzt wird es immer finsterner, und ich brauche eine Verfügung.“

„Herr Unteroffizial, ich bin nicht befugt.“

„Aber Ihr seid doch da.“

„Wohl bin ich da, aber der Gnädige ist nicht da.“

„Dann seid Ihr also auch nicht da?“

„Selbstverständlich bin ich da, nur der Gnädige ist nicht da.“

„Herr Nebenoffizial, alles ist finster und niemand ist da.“

„Herr Unteroffizial, ich bin doch da.“

„Ja ja, aber der Gnädige ist nicht da.“

„Der Gnädige ist nicht da, und trotzdem ist er da.“

„Kreuz Teimel. Wo soll ich denn den Gnädigen suchen. Er ist doch nicht da.“

„Wenn er nicht da ist, dann ist er eben nicht da.“

„Wer ist wo da?“

„Natürlich ist er da.“

„Mein Gott, und es wird immer finsterer. Ich muß schnell irgendwo hinlaufen. Hoffentlich ist er da.“

„Wenn er hier wäre, dann wäre er doch da.“

„Ja ja. Aber er ist doch nicht da.“

Derartig redeten die beiden Amtsbeflissenen sich ab absurdum. Dem Unteroffizial verschlug es dabei in grimmig die Sprache. Er donnerte die Tür hinter sich zu, stolpernd aus dem Offizial, während am Himmel ein herannahendes Gewitter wuchs und grollte.

Als er in seiner Ratlosigkeit wieder vor dem Kerker Eingang ankam, standen Maritschka und Sabinchen erwartungsvoll da. Sie hatten in der Kirche gebetet und interessierten sich für das weitere Schicksal ihres Findlings. Der Unteroffizial lief in blinder Wut an ihnen vorbei in den finstern Gang hinein. Tief im Gang entfachte er einen zu diesem Zweck bereitliegenden Kienspan, drehte sich um, und rief ärgerlich, daß es schallte:

„Ist denn sonst niemand da?“

Die Weiber drangen zu ihm vor.

„Ich bin auch noch da“, ließ sich Maritschka vernehmen.

„Also Ihr seid auch da! So nehmt das Licht, damit ich aufschließen kann.“

Maritschka hatte beide Hände voll, etwas Weihwasser im Näpfschen, eine geweihte Kerze sowie Rosenkranz. Der Unteroffizial tobte noch unduldsamer. Sabinchen trat vor und nahm das Kienspanlicht ent-

gegen. Er schloß danach die eisenbeschlagene Tür zur Zelle des Findlings auf. Maritschka bekümmerte sich indessen um ihre Utensilien. Sie entzündete die geweihte Kirchenkerze an Sabinchens Kienspan. So betraten die drei die weite geräumige Zelle.

In einer feuchttiefenden Ecke lag der Entseelte, den Kopf schräg zur Höhe gerichtet, den Körper steif gegen die Wand gestülpt. Der Widerschein des Kienspanlichts fraß sich in dieses Antlitz, dessen Lippen auf- und abbewegend arbeiteten wie im Gebet. Der Ausdruck des Gesichtes war mongolisch.

„Seht Ihr das Kreuz mit Christus“, flüsterte der Unteroffizial und schien ängstlich zu sein.

„Er hält es festgekrallt in seinen Händen“, fügte er bei.

Nach diesen Worten trat er mit amtlicher Gebärde vor den Arrestanten, packte ihn an der Schulter und rüttelte ihn.

„Heda, Era ... Era ... Eratüre. Gib Er sofort das Kreuz freiwillig heraus. Ich bin dafür verantwortlich, Era ... Era ... Kreuz Zeifel nochamol. Heda. Alles ist Inqui ... von wegen.“

Das Häuflein reagierte nicht. Jetzt kam Maritschka näher heran. Sie bekreuzigte sich „im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“, tupfte die Hand ins mitgebrachte Weihwassernäpfchen, machte dreimal das Kreuzzeichen gegen den Liegenden, beugte das Knie, legte ihm die brennende Kerze gegen die Brust, dabei murmelnd, „oh Mensch gedenke, daß du Staub bist und zu Staub wieder werden wirst,

Heiliger Blasius, der du ein Fischknöchlein verschlucktest und durch ein Wunder Gottes geheilt wurdest, bitte für diesen Armen am Thron unseres Heilandes, Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes, Amen." Nach diesen gleichmäßig gemurmelten Gebeten hob Maritschka ihre Stimme zum Geschrei, „fahre hinaus aus diesem unschuldigen Christenmenschen, Beelzebub, Du, väßlicht höllische Sau, cjä Pjårunjä. Gott steh uns armen Leuten bei."

Maritschkas Lamento währte eine Zeitlang, indes der Gnädige Herr Oberoffizial erschien. Er verwies die beiden Frauen barsch davon, und sie verschwanden lautlos im Nu. Dann befahl er dem Unteroffizial, endlich jenen harten Gegenstand den Händen des Arrestanten zu entwinden. Der Unteroffizial versuchte es, fast mit Erfolg, wobei zu guter Letzt der Bursche unartikuliert zu schreien anhub, und das Christenkreuz nach gelungener Abwehr um so verkrampfter in die Finger schloß.

Was war das für ein Schreien!

Es klagte von fernher, wie aus weiten unbekanntem Räumen unseres Planeten, Gespenstisch überzog es die grauen, triefendfeuchten Mauern und nistete sich darein fest. Wenn von draußen die Blitze des Gewitters zwischen den Fenstergittern aufzuckten, den Raum für eine Sekunde entblößten, glitzerte, rieselte und tropfte es, als schwitzten die Wände vor Angst nach diesem fremden Aufschrei.

„Herr Unteroffizial“, befahl der Gnädige, indes er hüstelte, „hol Er mir den Kaiserlich Königlichen Bezirksmedikus Justament und auf der Stelle.“

Mit dem Oberoffizial gleichzeitig war auch der Grenzoffizial gekommen. Er hatte den Rienspan aus Maritschkas Händen genommen und reckte ihn nun hoch.

Was lag hier vor?

Der Oberoffizial zuckte die Achseln, und begann sich von dem mysteriösen Objekt zu distanzieren. Er blieb ohne ersichtliche Meinung und ihm fiel jede Stellungnahme schwer. So zupfte er an den Kleidern des Burtschen herum, schnippte mit den Fingern und seufzte, indes er beteuerte: „Ich muß schon sagen. Sachen passieren in der Doppelmonarchie . . . Sachen . . . Na!“

Vielleicht war es Hypnose?

Der Oberoffizial konnte das nicht wissen, denn er hatte von Hypnose noch nie im Leben gehört! Hypnose fiel nicht unter seine Kompetenzen.

Künstlich hervorgerufene Zustände abnormer Gehirntätigkeit gab es für ihn nicht. Solch eine Kreatur konnte nach menschlichem Ermessen nur simulieren.

Sichtotstellen braucht keine List und kluge Überlegung zu sein. Es kann Lähmung sein vor Angst. Katalepsie? Lähmung unseres vor Angst geschwundenen Selbstbewußtseins. Sichtotstellen ist dafür vielleicht ein falsches Wort. Die Menschheit unterliegt ewig und immerdar der göttlichen Kontrolle. Und von wo sollten alle unerklärlichen Kräfte, die uns lähmen,

uns verändern oder prüfen, um des Himmels willen anderswo herkommen, als von Gott.

Der Grenzoffizial dagegen überblickte den komplizierten Sachverhalt auf seine vereinfachende, versimpelnde, frivole und forsche Art. Er versuchte einen kurzen, drastischen Prozeß. „Bitte holtens mol a bisserl das Licht“, sagte er zum Gnädigen, „der Bursche simuliert doch“, stellte er fest. Das sähe bald jedes ausgewachsene Kamel. Nach diesen Worten packte er das armselige Häuflein am Kragen und schlug mit seiner Krücke wahllos drein.

Der Geprügelte gab nicht den geringsten Laut von sich. Es schien, als krallten sich seine Finger nur noch verbissener um das Christenkreuz. Unverrichteter Dinge stieß der Grenzoffizial ihn schließlich wegwerfend mit der Faust zurück, dabei mit feister Stimme anempfehlend, dies faule Nas ruhig verrecken zu lassen. Denn unser Jahrhundert hätte keine Zeit für sowas. Und wenn der Kerl nicht aufstehen wolle, dann solle er ruhig liegenbleiben, hätte schon ein preußischer König gesagt, meinte der Grenzoffizial, der viel schlecht abgegucktes Preußentum in seinem Wesen zur Schau trug, was nicht verwunderte, da er an der preußischen Grenze Dienst verrichtete.

Von draußen schlurften weiche Schritte über den weiten finsternen Gang. Es war Hochwürden, der Pfarrer von Himmelwitz, welcher jetzt in der Tür erschien, gelassen mit „Gelobt sei Jesus Christus“ grüßend, wofür die beiden Anwesenden mit devotem

Anstand dankten. Der alte Stellmacher Elementin Gulda wärer bei ihm gewesen, entschuldigte sich der Geistliche. Vielleicht brauche ein Sterbender hier im Keller die letzte Bezzehrung. Alsdann sei er also im Namen Jesu Christi hier.

„Mein lieber Herr Pfarrer“, winkte der Grenzoffizial in einer Weise ab, die den Lebenspraktiker verriet. „Aus diesem Halunken bekommt man kein Sterbenswörtchen heraus. Das ist ein verkappter, ein tückischer Sündenfall.“

„Wir müssen barmherzig sein“, predigte der Pfarrer, betrachtete das Häuflein, faltete die Hände und tat gerade so, als ob er soeben betete.

„Ein Kätsel *ex officio*“, vermerkte hüstelnd der Oberoffizial, indes von draußen Stimmen Neuankommender zu hören waren.

„Ein Mysterium, fürwahr“, nickte der Pfarrer und bediente sich gerne dieses klassischen Wortes.

Jetzt kam der Medikus, hinterdrein der Unteroffizial.

„Do wär ich also wieder. Servus, meine Herren! Hob d' Ehr, Herr Oberoffizial. Mein Kompliment, Herr Grenzoffizial. Grüßgott Herr Pfarrer! Küß d' Hand, Hochwürden. Gehorsamer Diener ollsoits. Bittschön.“ Derartig schwallend brach es in böhmisch-wienerischem Deutsch gleich einem Sturzwasser aus dem behäbigen, kugelrunden Medikus, während der Oberoffizial immer amtlichere Mienen im Gesicht zusammenzog und sehr kritisch hüstelte. „Da hätten wir den Komplex, Herr Bezirksmedikus.“

„Dös is weiter nig, Herr Oberoffizial“, wendete der Medikus ein.

„Dös nennt Er nig? Creatüre schläft vor der gesamten Obrigkeit ungeniert und räsonniert solchermaßen.“

„Possens mol auf. Dös hom mer glei, Herr Oberoffizial“, schwadronierte der Medikus, beugte sich mit einem weiteren, sinnlos quietschvergnügten Redefluß über das entseelte Häuflein Mensch, horchte es ab und beklopfte gewichtig dessen Brust. „Dös mocht gornig, meine Herren! Nu woas, riskieren wir holt ein Experiment'l, Romeentchen, Romeentchen.“ Er entfernte sich mit aufgetragenen Komplimenten und holte das Klüftler, wofür der Grenzkommisar indessen zu spotten anhub über die gesamte Medizin. „Medizin ist eine balkanische Erfindung österreichischer Juden“, rief er lästernd aus.

Der Pfarrer überzeugte sich von der Leblosigkeit des Zindlings. Er griff nach seiner Hand, hob sie und ließ sie mit fataler Geste los. Sie schlaffte ab, hielt aber verkrampft an ihrem Christenkreuz fest.

„Das wollen wir grundsätzlich anderscher machen“, betonte der Grenzoffizial, wiederholte das „grundsätzlich“ energisch und versuchte einen neuen, rücksichtslosen Angriff. Kurz entschlossen packte er die verkrallte Hand, drückte sie gegen den eigenen Leib in der Absicht, um so kräftiger mit den Fingern dreinzustechen.

Die Hand blieb eisern geschlossen.

„Bitte recht herzlichst, Herr Grenzoffizial“, mahnte der Pfarrer, „tun wir der armen Seele nicht weh.“

„Mein lieber Herr Pfarrer. Ohne Wehtun geht es nun mal nicht im menschlichen Leben“, schrie der Grenzer. „Faul daliegen und seelisch simulieren. Es ist eine unverschämte Frechheit. Angesichts des fortschrittlichen Jahrhunderts und überhaupt. Wo die Leute arbeiten und schwitzen müssen.“ Und da seine Anstrengungen samt und sonders nichts vermochten, schwang er zu guter Letzt lästerlich fluchend seinen Degen, dessen Scheide grimmig über die verkrallte Hand schmetternd, auf diese Weise die harte Schale vielleicht aufzuspalten. „Und wenn der Beelzebub dahinterstehen sollte, mir ist die Seele dieses Döskopps wurst und schnuppe“, pfefferte und würzte er seine Reden. Das mißhandelte Opfer aber bewegte nur Kleinwenig die Lippen, als sagte es immer und immer wieder ein und dasselbe Wort.

„Erbarmen, Herr Grenzoffizial. Ich sehe, der Kranke will sprechen und kann es nicht“, rief der Pfarrer. Der Grenzer jedoch konnte nicht mehr zurück. Im tollsten Eifer prasselten seine Schläge auf das Häuflein. Dabei steigerte er sich in die gemeinste Wut. „Arbeit macht das Leben süß. Mein Lieber“, schrie er. „Gehörig malträätieren, das bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit das Einfachste und das Vernünftigste. Klinge scharf durchziehen. Jawoll. Und von neuem drauf los. Das also wär mein Brevier zur Rettung der Menschheit!“

„Um Gottes willen, Herr Offizial! Nicht doch! Nicht doch so grausam“, flehte der Pfarrer und fiel ihm endlich hindernd in die hochgeschwungene Hand. Zum

Glück kam soeben der Medikus zurück mit seinem zubereiteten Klistier.

Der Pfarrer nahm, etwas aus der Ruhe gebracht, ein Prischen Schnupftabak. Er nieste kräftig. Der Unteroffizial wünschte ihm ehrerbietigst beste Gesundheit.

Der Medikus experimentierte. Aus schamhaften Gründen hat er die Anwesenden, sich bis auf weiteres zu entfernen.

„Bittschön, meine Herren! Die Soch is delikat. Rochens ka Ungeduld. Romeentchen, Romeentchen.“

Die Wartenden eiferten vor dem Kerfereingang miteinander. In einiger Entfernung hielten sich Maritschka mit Sabinchen auf. „Zu welchem Teufel soviel Rede?“ begann der Grenzoffizial. „Alles auf Erden ist sowieso Natur, Herr Pfarrer. Aber in der K. u. K. Monarchie stinkt die Faulheit des Gefindes erbärmlich zum Himmel.“

Wortlos nickte der Pfarrer.

„Das muß ich wissen“, beharrte der Grenzer auf dem Gesagten. „Ich muß doch meine Schmuggler besser kennen.“

Im stillen mokierte sich der Pfarrer, denn er hörte nicht gern, daß Faulheit zum Himmel stinke, dazu aus dem Munde eines Christen.

„Wenn man nicht gehörig dreinhaut, meine Herren, dann ist nichts zu wollen“, versicherte der Grenzer und versetzte den Geistlichen in eine diplomatische Bedrängnis. „Man hat doch seine Erfahrung.“ Ohne Widerspruch, aber auch ohne Zustimmung bejahte der Grenz-

offizial sich selbst und bekräftigte es, indem er munter weiterredete: „Ist auch wahr. Nicht wahr? Wo kämen wir denn hin. Wenn jeder machen könnte was er wollte. Gehörig dreinschlagen ist das beste. Wie lange motscht übrigens die Medizin?“

Der Medikus war soweit. Die Wartenden durften wieder in den Kerker. Der Bursche lag auf dem Rücken ausgestreckt, wie ein gefallener Soldat. Ansonsten hatte sich mit ihm nichts verändert, trotz Eingriffs der Medizin. An seinem Christenkreuz hielt er weiter krampfhaft fest. „Die Spritz, jo . . . net . . ., die hätt er also intus. Und die Medizin, jo . . . net . . ., steht doherum vor einem Rätsel, jo . . . net . . . Vielleicht Katalapsie, meine Herren.“ Das verkündete der Medikus und ließ seine flinken Auglein unsicher über die Anwesenden wandern . . .

„Entschuldigt meine Neugier vielmals, Herr Bezirksmedikus. Darf aber die Kirche erfahren, was es ist?“ fragte jetzt der Pfarrer und stützte die Hand gegen das Kinn.

„Jo . . . olsdonn die Medizin steht doherum vor einem Rätsel, Hochwürden. Vielleicht ist doherum olles Jenseits“, zuckte der Medikus mit den Achseln. „Katalapsie, Hochwürden.“

„Samose Geschichte“, vermerkte der Grenzer.

„Wenn ich zu odministrieren hätt, jo . . . net . . ., tät ich den gesamten Komplex auf ein weiches Bett legen, Herr Oberoffizial, jo . . . net . . .“, sprach die Medizin und zuckte wieder mit den Achseln. „Do kann mon nig mochen, Herr Oberoffizial. Otmung normal.“

So schloß der Medikus sein Bulletin, und empfahl sich eiligst: „Servus. Hob d' Ehr, meine Herren. Küß d' Hand.“

Anschließend und mit einem gewissen Triumph empfahl sich auch der Grenzoffizial. „Ach was“, entschied er. Alles auf Erden sei Gott sei Dank real, und ein Schlaf vor Mitternacht immer noch das Gefündeste. Dazu benötigte er keine Medizin. „Servus.“ Er setzte sich auf sein Fahrrad und fuhr in die Nacht davon.

Der Pfarrer nickte wortlos. Er mußte eigentlich auch vor Mitternacht ins Bett, denn so wünschte es doch die vatikanische Liturgie.

Die Liebe

Auf seinem Heimwege fühlte der Pfarrer von Himmelwitz sich plötzlich am Saum seines würdigen Gehrock's berührt. Es war Maritschka Zeklitschka, die es tat. Maritschka hätte gern erfahren, was aus ihrem Findling geworden sei und sie schlug dem Geistlichen vor, ob es am Ende nicht das beste wäre, ihn wieder auf den Tragatsch zu laden und nach Himmelwitz zurückzuschaffen. Denn wie man beobachten könne, wüßten die Kaiserlich Königlichen Behörden sich mit so etwas doch keinen Rat. Maritschka mokierte sich offensichtlich über den Ober-, Unter- und Nebenoffizial.

Der Pfarrer seufzte schwer, denn er sah keinen Ausweg. Heut wäre es außerdem schon spät zur Nacht. Die gesamten Offiziale gingen zu Bett. Auch er wolle schleunigst das gleiche tun. Zudem sei der Weg bis Himmelwitz noch sehr weit und finster. Vielleicht aber sei morgen früh eine Möglichkeit gegeben, mit dem Gnädigen Herrn Oberoffizial entsprechend zu verhandeln. „Zut das, Ihr Weiber, und bleibt mir Gott befohlen“, riet der Pfarrer, er hatte es eilig und verabschiedete sich, um in der Dunkelheit unterzutauchen, auf dem Wege, der nach Himmelwitz führte.

Die beiden Frauen waren wieder allein, und es währte nicht lange, bis die pfiffige Maritschka bei sich einen rettenden Gedanken entdeckte. Sie war ent-

schlossen, auf den Steinfliesen vor der Kirche bis zum Morgen auszuharren, danach die Morgenmesse zu besuchen und sich alsdann ins Amt des Gnädigen Herrn Oberoffizial zu begeben. Die Nacht sei lau und sommerlind, sagte sie zu Sabinchen und versicherte ihr, daß die Muttergottes bei diesem Vorhaben ganz gewiß mit im Bunde sein würde. Deswegen auch könnte dem Fremdling gar nichts geschehen. Ein Christenkreuz habe er ohnehin bei sich, das hätte sie ihm flugs zugesteckt, damals, als er am Mongolengrabe lag.

Maritschkas fromme Geduldsübungen, mit freudvollen, leidvollen und glorreichen Rosenkränzen und anderen Zwischengebeten zogen sich mit der Morgendämmerung in den neuen Tag hinein. Die Morgenlocke wurde geläutet, das Kirchentor durch den Küster geöffnet.

Maritschka und Sabinchen handelten so, wie nächstens klug und wohlburchdacht beschlossen, und zu ihrer schönsten Überraschung waren die Offiziale durchaus nicht abgeneigt, den ganzen Fall unter der Hand abzutun. Ganz unerwartet zeigte der Gnädige Herr Oberoffizial sich heilfroh, auf diese Weise eine verzwickte Amtsangelegenheit loszuwerden.

„Was soll uns der gesamte Komplex?“ sprach er wie zur Entschuldigung. „Der Fiskus tut sein Geld hinein, und die Formulare werden bekräftelt.“ So wurde der Nebenoffizial angewiesen, zur Feder zu greifen, und der Gnädige Herr Oberoffizial diktierte ihm folgendes Schriftstück:

„Verfügung!

Kurzer Hand.

Befagtes pp. Lebewesen, welches ohne erfindlichen Grund den K. u. K. Behörden zur fiskalischen Last anheimgegeben worden ist, wurde effektiv in Ordnung befunden, sintemalen es diesseitig schnarchen tut und also jenseitig schläft, zu Nuß und Frommen der gesamten Menschheit und nimmt daher die private Person Maria Thekla Krautwurst aus Freiheitsau in Preußen den umfassenden Komplex in eigene Regie, wofür sie quittierett, in Begleitung der Jungfrau Sabine Gulda aus Himmelwitz.

† † † Kreuzzeichen der Person Maria Thekla Krautwurst, als Quittung für die empfangene anonyme Seele.

Protokollierett

Unterschrift m. p. K. u. K. Oberoffizial

Verfügt

Kurzer Hand. Ad acta."

Der Unteroffizial bekam entsprechenden Befehl den pp. Corpus an die beiden Frauen auszuliefern. Maritschka durfte an seiner Seite den Kerker abermals betreten und sich unterwegs so manche Bemerkung anhören, über Taugenichtse, über Bagabundiererei und Schlamperei in der Doppelmonarchie. Der Unteroffizial zeigte sich auf alle Tunichtgute schwer geladen und fügte resigniert hinzu: „Do konn man holt nig mochn.“ Maritschka nickte diesen Redensarten hübsch fein und höflich zu. Gemeinsam mit Sabinchen faßte sie den

Findling an, und lud sich die Last auf den Buckel, schleppte den Corpus aus dem Kerker, legte ihn auf den Tragatsch und dann machten sie schnell, daß sie fort kamen von hier, aus den behördlichen Regionen, wo die Offiziale aller Schattierungen sich darin übten, unsterbliche Seelen mit dicken Knütteln aus menschlichen Leibern zu prügeln. Neben der Straße auf halbem Wege nach Himmelwitz verschnaufte sie endlich und hielt auf offenem Felde an. Abseits im Felde suchten sie Kräuter und allerlei heilende Gräser. Maritschka zerpflückte die Gräser, zerrieb sie auf den Handflächen, betete vor dem leblosen Körper und machte sich um sein Gesicht mit allerlei massierenden Prozeduren um Stirn und Wangen vergnügt zu schaffen.

Das Sonnenlicht erstrahlte. Die Natur frohlockte und die Vögel fangen, und siehe da, die leblose Kreatur öffnete plötzlich die Augen, bewegte danach die Glieder und blickte verwundert um sich.

„Ach, habe ich fest geschlafen“, rief dieser ins Leben wieder erwachende Mensch voll Verwunderung.

„Ei, fest geschlafen hast du! Sieh an“, entgegnete Maritschka mit ihrem klingenden, silberhellen Stimmchen. „Die Muttergottes ist wohlgefällig mit dir umgegangen. Sie hat dich auserwählt. Aber du hast deine Umgebung richtig zum Narren gehalten! Du Schlingel.“

Der Bursche sah um sich. Dann begann er eine lange Geschichte zu erzählen, die Geschichte seiner Herkunft tief aus dem Südosten der Donaumonarchie, wo

Ungarn, Slowaken, Ruthenen und Gott weiß was noch für Völkerschaften lebten. Dort hätte er sich mit seinem Vater im Kuhstall während des Ausmistens entzweit und hart geschlagen. Eigentlich ohne Grund, wenn man von der dünnen Wassersuppe absieht, die ihm nicht mehr genügte. Er sei von zu Hause auf und davon gelaufen, immer der Sonne nach in den Westen, wo es schöner sein soll, wie er einmal berichten hörte. In Wäldern hätte er kampiert, sich von Wurzeln genährt und von Obst, das er aus Bauerngärten stahl. Und eines Tages, als er sich nach langem Marsch zum Ausruhen auf einen Hügel neben der Straße hingelegt, wußte er nicht mehr, was weiter mit ihm geschehen. Von da an begann man ihn herumzuschleppen, von da an sei er da und hier auf dem Tragaisch.

Maritschka schlug die Hände zusammen. Sie schalt den schlawinischen Bengel, der sich von ihr derartige Strecken herumschleppen ließ. Dazu lächelte er nur, um etwas geheimnisvoll zu bemerken, was man daheim in seiner Heimat zu sagen pflegte. Dort pflegte man zu sagen, daß es das beste wäre, sich tot zu stellen, sobald man es mit diesem herrischen Volk der Deutschen zu tun bekäme. „Die haben mich aber gehörig zusammengeschlagen, diese Beamten“, fügte er nachdenklich hinzu und besah sich seine abgeschürften Knochen. Aber diesen seinen unschuldigen Kummer mußten die beiden Frauen kichern.

Sein Name sei Tartar Bog, so erzählt er weiter. Doch niemals mehr wolle er heimwärts zurück in das

Land, aus dem er glücklich entfloß. Er wolle hier Arbeit finden und bei guten Menschen sich verdingen. Und auch er wolle ein guter Mensch werden. Das sagte er bedächtig langsam mit einer ungeheuer verhaltenen Gewalt.

„Ei, Sabinchen, sieh an, wie er zu reden versteht“, rief Maritschka und lachte. Sie wollte ja aus ihrem Findling ebenfalls einen guten Menschen machen und seine Vorsätze kamen ihren Absichten sehr entgegen. Den Tragatsch benötigten sie eigentlich nicht mehr. Schließlich sprang er auf die Beine und lud die beiden Frauen ein, an seiner Statt darin Platz zu nehmen. Jetzt wolle er sie hinfahren, wohin sie auch immer möchten. Es war rührend zu sehen, welch eine Willigkeit und Dienstbereitschaft, welch eine östliche Ergebenheit diesen Schlawiner auszeichneten.

Seine bedachtsame, langsam erwägende Redeweise, der Bericht darüber, was man in seinen Herkunftsbezirken über die paradiesischen Zustände in deutschen Landen sich zu erzählen wüßte, war des Aufhorchens schon wert. Diese Geschichte öffnete jene gewaltige Kluft zwischen hier und zwischen dort, wo sich der Mensch noch in halbtierischen Regionen bewegt, meistens beherrscht und in Schach gehalten durch einige wenige mächtige Großgrundbesitzer, die ihm bestenfalls schlechten Brantwein zum Genuß zugestehen, dazu einen wehleidigen Kirchengang an Sonntagen mit der unendlichen Hoffnung auf eine ewige Seligkeit.

Tartar Bog berichtete von den Sagen, die sich im Osten um den Westen am Leben hielten. So hätte er

zuhören dürfen, wie ein aus dem Westen weither Ge-
reister davon berichtete, daß dort flammende Wagen
auf eisernen Schienen daherführen. Daher sei er von
daheim um so fröhlicher entwichen, um teilzuhaben
an diesem Leben irgendwo im Westen, unter den
Deutschen und Beamten.

Sein todesähnlicher Schlaf und die Szenen mit den
Kaiserlich Königlichen Behörden waren schon rätsel-
haft genug, doch sie wurden alsbald von den Dring-
lichkeiten des Augenblicks überdeckt.

Wer konnte denn sagen, was das alles für ein
Mysterium gewesen war? Vielleicht war Tartar Bog
durch jenes, mittlerweile in Staub und Asche zerfallene
Knöchlein, das Maritschka damals seiner Hand ent-
nahm und das aus dem Mongolengrab stammte, in
die Macht irgendwelcher, heut noch in den weiten öst-
lichen Steppen lebender Glieder des Geschlechts ge-
raten. Diese Magie war schließlich an der Zeit er-
lahmt und an den beharrlichen christlichen Gebeten
Maritschka Zeklitschkas. Maritschka hatte den Knochen-
staub seinen Händen entnommen, stattdessen das
Christenkreuz daren gedrückt. Den Knochenstaub tat
sie damals behutsam in ihr Skapulier und verwahrte
es darin. Vom Tragatsch herab sang sie nun fröhliche
Lieder in den Tag hinaus, und Tartar Bog kutscherte
seine Fracht willig durch die Natur bis vor Vater
Guldas Werkstatt.

Vater Gulda zeigte sich nicht sehr erbaut darüber,
daß die beiden Frauen ihren Fund wiederbrachten und,

wie es sich zeigte, in seinem Hause zu etablieren gedachten.

Es dauerte schon geraume Zeit, bis er sich bereden ließ, den Burschen in seine Gemeinschaft aufzunehmen. Dieser nun verstand seine Worte langsam und mit einer ehernen Würde hinzusetzen. Er warb um Bestätigung seiner Zuverlässigkeit und wünschte herzlich gern eine sittliche Betätigung, eine ersprießliche Arbeit in dieser Gemeinschaft, bis schließlich Maritschka mit Hilfe Sabinchens es erreichten, daß Vater Elementin sich einen Gehilfen zulegte. Auf seine alten Tage, wie er meinte, um dabei sorgenvoll zu überlegen, was seine eigenen Söhne nutzlos herumtrieben in der Welt.

Mit der Zeit war aber Meister Elementin veranlaßt zuzugeben, daß dieser neue Gehilfe von einem Arbeitseifer getrieben wurde, den man in Himmelwitz bisher kaum für möglich hielt. Was diesen Arbeitseifer betraf, so stellte er sogar jenen Kaspar in den Schatten. Die Triebfeder der Emsigkeit dieses neuen Gesellen schien aus einer Angst zu kommen. Aus einer Angst und Erinnerung gegenüber seiner südöstlichen Herkunftlichkeit und des dort vorherrschenden, entwürdigenden Existenzgesetzes. Tartar Bog zeigte sich erfreut, seit jener Auffindung am Mongolengrab durch Maritschka und nach der behördlichen Prozedur im Offizial plötzlich in Regionen einer sozialen Welt geraten zu sein, die ihn verheißend lockte und seinen Eifer lohnend steigerte. Im Gegensatz zu Kaspar aber nahm er den klingenden Lohn aus Vater Guldas Händen mit einer Besitzgierde ohnegleichen hin. Er

sparte die Wochenbeträge in Kürze mit einer unbegreiflichen und unvergleichlichen Übung zu ansehnlichen Summen.

An Sonn- und Feiertagen versäumte er den Kirchengang nie. Es war eine sichtliche Ehre für ihn, im Verein der Familie Gulda würdig zur Kirche zu schreiten. Regelmäßig erschien er auch zu den üblichen Beichten; ein ausschlaggebendes Verhalten. Tartar Bog wuchs in die Guldasche Sippe hinein gleich einem Gegenstand, der in umrankende Pflanzen gerät, von diesen aufgenommen und nicht mehr losgelassen wird. Guldas Söhne, die von Zeit zu Zeit und mit ziemlicher Regelmäßigkeit in Himmelwitz aufzutauchen pflegten, fanden sich durch ihn auf das demutsvollste angesprochen. Es schmeichelte ihnen, wie dieser neue Geselle ihres Vaters sich abmühte, ihr Herz zu gewinnen, und es nur wagte, sie in der dritten Person anzureden. Dieser streberhafte Schlawiner verlieh Guldas Söhnen das Prädikat der Gnädigkeit. Das berauschte sie sehr, und sie ließen sich herzu, mit ihm dies und jenes zu bereden und viele allgemeinen Dinge zu diskutieren. Tartar Bog ging darauf ein mit jener devoten Unternehmerfröhlichkeit, mit der Gediegenheit des großen Spekulanten und einem Einfühlungsvermögen, an welchem besonders die Beharrlichkeit für das gesteckte Ziel auffiel. So ohne weiteres ließ er sich durch die Problematik der Donaumonarchie nicht überrennen. Er zeigte sich diesen Dingen gewachsen, er löste sie mit dem Naturburscheninstinkt.

Mit Maritschka unterhielt er ferner ein regelrechtes Bündnis. Ofter besuchte er sie drüben im Preußischen. Wenn er alsdann wiederkam, sang er den Preußen gar noch ein höheres Loblied, als etwa die Guldaschen Söhne es taten. Dies Loblied war um so bezwingender für die Umwelt, als Tartar außerdem arbeitete und somit der Himmelwiser Welt sittlich genügte, im Gegensatz zu Guldas Söhnen, die nur umherreisten, krauses Zeug verkündeten und daher nicht ganz bei Froste empfunden wurden. Nein, wie wohlgeordnet die Felder in Preußen verliefen, rief Tartar bewundernd aus. Wie sehr das Auge in Preußen alles überschauen könnte. Preuße wäre er selber ganz gern! Preußen gefiele ihm jedenfalls sehr, vielleicht mehr noch als Osterreich. Und dabei ging es in Himmelwis bereits preußisch genug zu.

Tartar Bog fing ferner sofort damit an, die deutsche Sprache zu erlernen. Überhaupt die Bücher! Die Bücher taten es ihm an. Bücher brauchte er. Was das zum Beispiel für ein Buch wäre, das am Fenster Sims zu liegen pflege, fragte er Sabinchen und hielt ihr den Band mit Goldschnitt hin. Das wäre ein Gebetbuch, erwiderte sie. Ob er daraus auch deutsch lernen könnte. Warum auch nicht, war ihre Antwort.

Mit diesem Gebetbuch bewaffnet, fand man ihn nach Feierabenden zwischen den Geräten und alten Wagen gestellen hocken. Tartar Bog lernte Deutsch. Er suchte mit großer Willensanspannung die geheimnisvolle

Sprache des Westens zu entziffern, den Schlüssel zum Paradies dieser Erde.

Einmal geschah es, daß er die Tase verloren und voll Sorge einherging. Sabinchen, der es auffiel, erkundigte sich, was er wohl hätte. Doch Tartar winkte nur ab, denn es wäre nichts weiter. Später kam er von selber zu ihr. Sie hätte etwas gemerkt, sprach er linksich. Wieso sie etwas merken konnte. Und ob sie ihm nicht helfen könnte. Seine Frage hatte etwas Neckisches an sich. Er eröffnete sich. Ihm erschiene zur nächstlichen Zeit eine weiße Hand auf der Wand. Diese weiße Hand gemahnte ihn an ein Unrecht, das er gutzumachen hätte. Tartar schluchzte. Als er von daheim entwich, habe er seinen Vater mit dem Zinken geschlagen. Der Vater hätte ihn dafür mit feierlich erhobener Hand verflucht. Und diese Hand verfolge ihn nun. Die ganze östliche Kummernis lag in seiner Erzählung. Die Mystik des Raumes, das Anziehende und Abstoßende.

Die Zutraulichkeit, mit der Tartar Bog seine verborgenen Empfindungen Sabinchen anvertraute, führte zu deren weiteren Empfänglichkeit. Das Mädchen suchte eine Aufgabe. Sie wollte eine Rolle in diesem von allen familiären Bindungen gelösten Leben spielen. Sagte Tartar Bog nicht selber, daß er ein guter Mensch werden wolle? Auf Sabinchen machte es einen starken Eindruck. Gerade die Kirchengängerei war es auch, die er zur Pflege seiner geheimsten Wünsche benutzte, denen Sabinchen sich zuneigte.

Der Sonntag ist ein Freudentag auf dem Lande. Tartar freute sich jeweils auf diesen Tag, an welchem er in der Kirche seine Lieder schmettern konnte. Und Sabinchen freute sich, diese kräftige Stimme hören zu dürfen. Einmal, als sie im Sonnenlicht des Nachmittags zwischen den alten Wagen und Gestellen saßen, erzählte Tartar ihr ein Märchen: Zu einem König, der dumm war und schlecht, kam eine alte Heze aus dem Walde. Sie brachte eine Schlange im Kartoffelkorb und sprach: „Herr König, laßt Euch die Schlange von Eurem besten Koch herrichten und verSpeißt sie, dann versteht Ihr alles, was die kleinsten Tierchen auf Erden im Wasser und in der Luft über Euch zu reden haben.“

Die Ansprache der Heze gefiel dem König vorzüglich, er bezahlte sie angemessen und rief den Tartar, seinen Koch, herbei, dem er befahl, diesen Fisch sofort schmackhaft zu machen, ansonsten er gehangen würde.

Der Tartar wußte sowieso, daß der alte König sehr viel Blödsinn redete, aber er wunderte sich dennoch. Denn so einen Fisch hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Der Fisch war ja eine Schlange, und was wäre der Tartar für ein schlechter Koch, wenn er nicht die Speisen probierte, die er dem König zubereitete. Als nun das Gericht soweit war, nahm Tartar ein wenig davon auf die Zunge und schmeckte es ab. Im selben Augenblick hörte er um seine Ohren ein Summen und ein Brummen und eine Stimme, die da rief: „Uns auch etwas, lieber Tartar, uns auch etwas.“ Tartar überlegte, was das wohl sein könnte,

denn in der Küche befand sich niemand, außer einigen Fliegen. Indem rief es draußen von der Straße: „Wohin, wohin?“ und eine andere Stimme antwortete: „In die Mühle mit dem Weizen, in die Mühle mit dem Weizen.“ Glink trat Tartar ans Fenster, er sah draußen einen Gänserich und eine Gans, die sich derart unterhielten. „Aha“, dachte Tartar im stillen für sich. „Also so ein Fisch ist diese Schlange. Hm. Hm.“ Nun mußte er gehörig Bescheid. Er steckte, um nichts zu versäumen, noch einen tüchtigen Bissen in den Mund und trug die Speisen alsdann zum König, harmlos wie gewöhnlich, als wäre nichts geschehen.

Der König aß sich satt und nach dem Essen befahl er dem Tartar, daß er ein Pferd saddle und mit ihm ausreite in den Wald. Der König ritt selbstverständlich zuerst, der Tartar natürlich hinterher. Als sie über eine grüne Waldwiese kamen, bäumte Tartars Pferd. „Ho, ho“, sagte es dabei, „mir ist zumute, als könnte ich mit einem Satz die böhmischen Berge überspringen.“

„Ach, was wäre das schon weiter“, sprach das Pferd, auf dem der König saß. „Ich könnte sogar die polnischen Berge überspringen, aber auf mir sitzt der dumme und schlechte Alte. Spränge ich, so fiel er hinunter wie ein alter Sack und stürbe.“

„Und wenn er auch stürbe“, erwiderte Tartars Pferd, „es wäre nicht schade um ihn. Anstatt des alten Esels trügest du dann einen jungen Affen.“

Tartar lachte herzlich über diese Unterredung der beiden Tiere. Dennoch verzogen sich seine Miene, da sich der König umwendete, der doch alles mit an-

gehört hatte. Er fragte den Tartar, warum er lache. „Nichts, Majestät“, antwortete Tartar, „seht dort oben am Himmel, da rutscht eine Wolke über die andere. Ist das etwa nicht zum Lachen?“

Dennoch hatte der König Verdacht geschöpft, er traute Tartar nicht und ließ umkehren.

Als sie im Schloß ankamen, befahl der König dem Tartar, Wein einzuschenken, mit den Worten: „Es kostet deinen Kopf, wenn du einen Tropfen zu wenig und einen Tropfen zuviel eingießt.“ Tartar nahm die Kanne und goß. Indem flogen zwei Vögel durchs offene Fenster in den Speisesaal, einer verfolgte den anderen, der erste trug drei goldene Mädchenhaare im Schnabel. „Gib sie mir“, rief der zweite Vogel, „die sind doch mein.“ „Nein, ich gebe sie dir nicht, denn sie sind mein, ich habe sie aufgehoben“, sprach der erste Vogel. „Aber ich habe sie gesehen, als sie herabfielen, da Prinzessin Goldhaar sich kämmte. Gib mir wenigstens zwei.“

„Nein, ich gebe dir kein einziges.“

Der zweite Vogel schnappte nun nach dem ersten und zog ein Härchen ab, während ein zweites zu Boden fiel und dabei klingelte wie ein Himmelsglöcklein. Das verwirrte Tartar so sehr, und er goß den Becher über, darauf aber hatte der alte König nur gelauert. „Das bezahlst du mir mit deinem Leben“, schrie er. „Ich will aber gnädig sein, wenn du Prinzessin Goldhaar findest und herbringst.“

Was sollte nun Tartar tun? Sollte er sein Leben retten, dann mußte er Prinzessin Goldhaar suchen und finden. Er sattelte sein Pferd und ritt davon.

Gleich am Rande des Waldes brannte eine Wurzel, von Schafhirten angezündet; unter dieser Wurzel wohnten Ameisen. Die Finken sprühten und fielen auf die flüchtenden Tierchen, welche versuchten, ihre Eierchen zu retten. „Ach, hilf uns, Tartarchen, ach, helfe uns, denn wir verbrennen sonst mit unseren weißen Eierchen“, riefen die Tierchen verzweifelt. Tartar sprang behend vom Pferd, griff sein Schwert, spaltete die Wurzel und erstickte den Brand. Die Tierchen waren sehr froh, bedankten sich und flüsterten: „Wenn du uns brauchen solltest, Tartarchen, dann denk an uns, und gleich sind wir da.“

Tartar ritt weiter durch den Wald, er kam zu einer hohen Tanne. Auf der Tanne war ein Vogelnest, unten auf der Erde im Moose jamerten zwei noch nicht flügge Vögelchen, sie klagten: „Vater und Mutter wären fortgeflogen, die Jungen mögen sich ihr Futter selber suchen, aber wir verstehen es doch nicht, so helfe uns, Tartarchen.“

Tartar bedachte sich nicht weiter, öffnete seinen Speisebeutel und streute ihnen etwas hin.

„Wenn du uns brauchst“, frohlockten die Vögelchen, „dann denk an uns, wir helfen dir.“

Tartar überlegte, was das wohl für Tiere sein mögen, die sich selber nicht helfen könnten und ihm Hilfe versprochen, und er ritt weiter. Lange führte sein Weg durch den Wald, auf einmal lichteten sich die

Bäume, Tartar befand sich an der Küste eines großen Meeres. Am Ufer stritten sich zwei Fischer. Im Netz neben ihnen lag ein großer goldener Fisch, den jeder für sich haben wollte. „Mein Netz, also mein Fisch“, sagte der eine. „Was hätte dir dein Netz schon viel genützt, wenn ich nicht mitgeholfen hätte“, erwiderte der andere. „Wenn wir noch einen zweiten fangen, wird er dein“, sagte der eine, der andere darauf: „Nun gut, dann warte du auf den zweiten und gib mir den ersten.“

Da kam der Tartar. „Ich will Euch einigen“, sagte er. „Verkauft mir den Fisch, ich bezahle gut, und das Geld verteile ich unter Euch zu gleichen Teilen.“ Die Fischer freuten sich über die Lösung, Tartar gab all sein Geld für den Fisch, nahm ihn, ging zum Wasser und ließ den Fisch hinaus ins Meer. Freudig plätscherte dieser in den Fluten, hob noch einmal den Kopf und rief dem Tartar zu: „Wenn du mich brauchst, dann denk an mich, ich werde dir helfen, Tartar.“ Dann verschwand er in den Tiefen.

Die Fischer freuten sich über das Geschäft. „Wo gehst du eigentlich hin?“ fragten sie den Tartar, und Tartar erzählte alles das von Prinzessin Goldhaar. „Wenns nicht mehr sei“, meinten die Fischer, „also paß mal auf. Goldhaar ist die Tochter des Königs vom Kristallschloß dort auf dem Felsen in der Ferne, schau hin. Jeden Tag früh im Morgengrauen kämmt sie ihr goldenes Haar, es funkelt wie der erste Sonnenstrahl über dem Meer. Da du uns so klug geeinigt hast, Tartar, führen wir dich hin, und wir werden auf-

passen, daß du die richtige bekommst, denn der König hat zwölf Töchter, aber nur die eine hat goldenes Haar."

Als sie nun am Kristallschloß ankamen, schenkte Tartar den beiden sein Pferd, wofür sie sich leider gleich wieder stritten. Tartar war aber schon fort, den König zu bitten, daß er Prinzessin Goldhaar seinem alten Herrn zur Frau gebe.

"Gut", sagte der König vom Kristallschloß, "ich gebe sie her. Aber erst mußt du mir dienen. Du mußt mir an drei Tagen drei Aufgaben lösen, jeden Tag eine andere. Bis morgen kannst du dich ausruhen."

Am nächsten Morgen sprach der König zu Tartar: „Goldhärchen hatte eine Perlenkette. Das Band ist gerissen, die Perlen sind im hohen Wiesengras verschüttet. Du mußt sie finden und keine einzige darf dir fehlen."

Tartar ging auf die Wiese, suchte kniend im Grase, suchte vom Morgen bis Mittag und fand nicht eine einzige der Perlen. Er war trostlos und dachte: „Ach, wenn meine Ameisen da wären, wie könnten sie mir helfen."

„Wir sind schon da", hörte er sagen und um seine Knie schwirrte es zehntausendfach. „Was brauchst du denn Tartarchen?"

Tartar erzählte alles und ein Tierchen erwiderte: „Warte nur ein kleines Weilchen." Es dauerte auch nicht lange, so brachten sie ihm Perlen in Haufen aus dem Grase. Tartar brauchte sie nur auf das gerissene Band zu stecken und als er das Band schon zuzschnüren

wollte, kam noch ein armes Tierchen angehumpelt und rief von weitem: „Tartarchen, bind noch nicht zu, hier ist noch die allerletzte.“ Dem Tierchen waren beim Wurzelbrand die Beinchen angebrannt.

Der König zählte die Perlen nach, es fehlte keine einzige und er sagte: „Tartar, du hast deine Sache gut gemacht. Morgen bekommst du deinen zweiten Auftrag.“

Am anderen Morgen sprach der König zum Tartar: „Prinzessin Goldhaar badete neulich im Meer, dabei verlor sie einen echt goldenen Ring. Diesen Ring mußt du nun finden und mir bringen.“

Tartar ging zum Meer, wanderte traurig am Ufer hin. Das Meer war groß und tief, kein Grund war zu sehen, wie sollte man da einen Ring finden. Er dachte plötzlich an den Fisch. „Ach, wenn mein goldener Fisch da wäre, der könnte mir helfen.“ Indes aber blißte es in den Fluten, aus der Tiefe kam der Fisch. „Tartar, hier bin ich, um dir zu helfen.“ Tartar erzählte alles, und der Fisch erwiderte, soeben einem Fisch begegnet zu sein, welcher auf seinem Floß den goldenen Ring forttrug. „Warte ein kleines Weilchen, Tartarchen, ich bring ihn herauf.“ Und es dauerte auch nicht lange, so brachte der goldene Fisch den goldenen Ring.

Der König lobte Tartar abermals, und am folgenden Morgen gab er ihm den dritten Auftrag: „Tartar, wenn du nun willst, daß ich meine Tochter Goldhaar deinem Herrn zur Frau gebe, so mußt du mir das

lebendige und das tote Wasser herbeischaffen, denn das wird das Kind gebrauchen."

Tartar wußte nun wirklich nicht, was er anfangen sollte. Er ging hin und her, wo ihn die Beine trugen, und kam in den Wald. „Ach wenn meine beiden kleinen Vögelin da wären, die könnten mir wohl helfen", dachte er.

„Hier sind wir, Tartar, um dir zu helfen. Was brauchst du?" rief es plötzlich aus den Lannenzweigen.

„Ich soll dem König das lebendige und das tote Wasser bringen, und ich weiß mir wirklich nicht zu helfen", antwortete Tartar.

„Oh, wir wissen es gut, hab nur ein wenig Geduld", zwitscherten die Vögel und flogen davon. Nach einer Weile brachten sie zwei Krüglein in den Schnäbeln, darinnen das tote und das lebendige Wasser gefüllt war. Tartar freute sich unendlich und ging ins Schloß zurück. Am Rande des Waldes sah er ein Spinnengewebe, das ausgespannt hing von Baum zu Baum. Lauernd saß die Spinne inmitten und saugte an einer gefangenen Fliege. Tartar nahm etwas von dem toten Wasser, besprengte die Spinne und sie fiel tot um. Dann nahm er etwas lebendiges Wasser und besprengte die Fliege, sie lebte wieder und erhob sich in die Lüfte und rief: Dein Glück Tartarchen, dein großes Glück, daß du mich gerettet hast. Ohne mich hättest du nämlich nicht erraten können, welche von den zwölf Prinzessinnen Goldhaar ist."

Jetzt erst erinnerte sich Tartar der Worte der beiden Fischer, die etwas ähnliches sagten, als er ihnen das

Pferd geschenkt. Als der König nun sah, daß Tartar auch seine letzte Aufgabe erfüllte, war er bereit, Goldhaar herauszugeben. „Aber du mußt sie erkennen“, sprach er, führte Tartar in den großen Saal, an dessen rundem Tisch zwölf Prinzessinnen saßen, gleichmäßig gekleidet, eine jede den Kopf in ein düsteres Tuch gewickelt, das bis auf die Erde fiel und kein geringstes Härchen zeigte.

„Das sind meine zwölf Töchter“, sprach der König. „Wenn du erraten kannst, welche von ihnen Goldhaar ist, kannst du sie sofort mitnehmen, andernfalls mußt du ohne sie abziehen.“

Tartar war nun in größter Bedrängnis. Indem schischperte ihm etwas ins Ohr: „Brr, Brr, Brr, Tartar, geh langsam um den Tisch, ich werde dir dann sagen, welche es ist.“ Das war die Fliege, und Tartar hatte halb gewonnen. Er schritt um den runden Tisch, und die Fliege raunte in sein Ohr: „Die ist es nicht, die ist es nicht, die ist es nicht“, bis sie plötzlich sein Ohr kitzelte und schrie: „Aber die ist es.“

Das war nun Goldhaar, Tartar hatte sie für seinen alten mürrischen König daheim redlich verdient.

Prinzessin Goldhaar stand vom Tische auf, streifte das düstere Tuch vom Kopf und das goldene Haar quoll in üppigen Strängen vom Kopf bis zum Boden, blitzte und funkelte, als wenn die Sonne aufgeht. Dann verabschiedete sich der Vater von seinem Kinde, und Tartar zog von dannen.

Daheim dem alten König sprühten lüstern die Augen, da er Goldhaar sah, und er befahl, die Hoch-

zeit sofort vorzubereiten. Zum Tartar jedoch sprach er: „Eigentlich wollt ich dich damals aufhängen lassen für deinen Ungehorsam. Aber da du mir so vortrefflich gedient hast, wird dir nur der Kopf abgehakt, das ist appetitlicher. Dein Kumpf wird außerdem mit allen militärischen Ehren begraben.“

Als Tartar nun geköpft war, bat Goldhaar den alten König, daß er ihr den Kopf und Kumpf des Tartar schenke, und der König konnte ihrem Liebreiz diese Bitte schlecht abschlagen. Goldhaar richtete nun Tartars Kopf und Kumpf aufeinander, besprengte mit dem toten Wasser die Wunde, der Körper wuchs dafür mit dem Kopf zusammen. Dann sprengte sie das lebendige Wasser darüber, Tartar wurde lebendig, er stand vor ihr neugeboren, jung und frisch wie ein Hirsch im Walde. „Ach, habe ich fest geschlafen“, rief er und rieb sich die Augen. „Ei, ei, fest geschlafen hast du, Tartarchen“, neckte ihn Goldhaar. „Wenn ich nicht gewesen wäre, wärst du längst mit allen militärischen Ehren begraben.“

Als der mürrische König nun sah, daß Tartar wieder lebte, ja noch frischer, schöner und jugendlicher blühte denn zuvor, wäre er selber auch so frisch, so schön und jugendlich. Er befahl seinen Henkern, ihn selbst zu köpfen und mit den Wassern zu besprengen. Die Henker stuzten und kamen schließlich den Befehlen nach, sie köpften den mürrischen König auf seinen eigenen Befehl hin und besprengten alsdann die Wunden mit den Wassern.

Alles lebendige Wasser war aber schon ausgesprengt und der Kopf noch immer nicht angewachsen. Man hatte die Krüge verwechselt.

Erst nachher begann man mit dem toten Wasser zu sprengen und sofort wuchs auch der Kopf an den Rumpf. Aber der mürrische König blieb trotzdem weiter tot. Und da sie kein lebendiges Wasser mehr hatten, mußte es so bleiben.

Das Königreich aber konnte ohne König nicht bleiben, und da sie keinen so Klugen bei der Hand hatten, der es besser verstünde, sich mit den kleinsten Tieren zu unterhalten, wählten sie den Tartar zum König und Goldhaar zur Königin, weil sie die Kunst verstanden hatte, ihn von den Toten aufzuwecken.

Und wenn sie heut noch leben, dann trinken sie ihr Ungarweinchen, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute . . .

. . . Das war ein vorzügliches Märchen, Jungfrau Sabinchen dargeboten an einem herrlichen Sonnentag. Langsam vergoldeten sich die mährischen Hügel. Die Sonne berührte den Klosterbuckel und neigte sich ihrem Untergange zu, und die Abendglocke von Himmelwitz erschuf ein klingendes Gewebe, welches die Herzen dieser beiden Menschen in Zukunftsträume verführte.

Über die mährischen Hügel wogt das reisende Getreide, ein Heerbann, der über alle Horizonte zieht in ferne Lande bis dorthin, wo Kaspar sich befindet. Er kündigte es damals schon an, zur Erntezeit wieder-

zukehren, und nun kommt er ganz überraschend, so wie es seine Besonderheit ist. Ein heißer Tag brütet die trägen Mittagsstunden. Kaspar ist dürftig gekleidet, sein Körper steckt in der unerquicklichen Bettelmontur, seine Füße sind bar jeder Kleidung, sie sind mit einer dicken Staubkruste bedeckt. Bruder Kaspar muß einen weiten Weg gewandert sein. Als wäre aber inzwischen mit ihm nichts weiter vorgefallen, nimmt er die Begrüßungen seiner Angehörigen hin, stellt dabei den Sack, den er auf dem Rücken trug, in die Ecke, tritt in das väterliche Anwesen hinaus, untersucht im Geräteschuppen die Sense, schärft ihre Schneide und begibt sich noch am gleichen Nachmittag aufs Feld, das reife Getreide umzulegen. Kaspar arbeitet Tag um Tag. Er puppt die Garben und heimst sie schließlich in die Scheuer ein, mit Hilfe des Tragaßsch, den er unzählige Male überfrachtet und immer wieder quietfchend heimkutschiert. Sein Antlitz trieft von mühsamem Schweiß. Doch unermüdblich setzt er sein gesegnetes Tun fort.

Als Tartar Bog es einmal unternimmt, die Wagnerarbeit zu unterbrechen, Meister Elementin um die Erlaubnis bittend, Kaspar bei aller dringenden Erntearbeit ein wenig helfen zu dürfen, da zudem ein Gewitter aufzöge, hat dieser nichts dagegen. Zwischen Tartar und Kaspar kommt ein abgehacktes Gespräch zustande. Mit aller ihm zu Gebote stehenden Freundlichkeit grinst Tartar. Er ist um Worte sehr verlegen. Da blickt Kaspar von der Arbeit auf und sieht ihn forschend an.

„Ich möchte dir gern helfen, Kaspar“, spricht Tartar und deutet mit der Hand auf das aufziehende Gewitter.

Bruder Kaspar nickt zustimmend mit dem Kopf. Das ist ein Zeichen für Tartar, den Tragatsch hurtig vollzuladen, sich selber schließlich noch eine tüchtige Bürde auf den Rücken zu schwingen und neben dem Tragatsch, den Kaspar auf dem Gurte trägt und vor sich stößt, zu torkeln. Als beide schweigend in der Scheune ankommen, ihre Garben rasch abladen und von neuem auf das Stoppelfeld eilen, dem drohenden Gewitter entgegen, fragt Kaspar so von ungefähr, von wo Tartar eigentlich herkäme, denn des Eifers wegen gefiel ihm der Fremde ganz offenbar. „Weit von hier“, antwortet dieser nach einer Weile, schmunzelnd beifügend: „Hinter den Bergen her. Wo an jedem Morgen die Sonne steht. Weißt du, Bruder Kaspar.“

Kaspar schaut seinen Begleiter tief und mit Behmut an. „Dort gibt es gute Menschen“, spricht er langsam und bedächtig, indes der Donner gegen die Hügel grollend aufbegehrt und der Umkreis sich mehr und mehr verfinstert. Die beiden Männer haben keine Zeit für weitere Worte, die drohende Natur peitscht ihr Tun und steigert es gewaltig. Dennoch rumort es in Tartar sehr und in Kaspars wenigen Worten schien eine Frage verborgen, welche dahin zielte, was Tartar demnach hier zu suchen hätte, bei Menschen, die weniger gut seien, als jene hinter den östlichen Bergen, zu denen Tartar von Blut aus gehörte.

Bald setzte der Regen gewaltig ein, die Blitze zuckten auf und die Donner krachten jäh, beide Männer ent-

rissen die Ernte den zuckenden Gewalten und die Sprache des Himmels verschlug ihren Atem so sehr, daß sie jedes weitere Gespräch einstweilen vergaßen.

Zartars Scheu wuchs mehr und mehr, sie wurde immer größer, sobald er mit Kaspar in Berührung kam.

Kaspar war es, der aus den Ähren eine Krone flocht, welche er Sabinchen darbot. Sabinchen nun rief Zartar herbei, Zartar befestigte sie auf ihr Geheiß im Flur. Dabei versprachen sie sich, zur Kirmes diesmal die Ernte mächtig zu feiern, ja, bis dahin sei es aber noch sehr weit. Kaspar dagegen verabschiedete sich schon wieder für einige Tage, um irgendeinen Kongreß zu besuchen.

Als er dann wiederkam quer über die kahlen Stoppelfelder, spannte er die beiden väterlichen Rühe vor den Pflug und begann die Stoppeln umzupflügen, begann sie vorzubereiten für die Winterfaat. Auch zu dieser Arbeit hatte Zartar sich helfend angeboten, aber Kaspar winkte ab, nein, er schaffe es mit den beiden Tieren allein und Gott vergelts.

Ihre Beziehungen gingen wieder auseinander. Zartar mußte keine Erwiderung auf Kaspars freundlich abweisende Art und Kaspar vermochte kein Gespräch zu eröffnen, am wenigsten bei den kargen Mahlzeiten, die ihn höchstens zur bezwingenden Gemeinschaft des Gebetes vor und nach dem Genuß führte.

Die Zeitspanne, während welcher der umgepflügte Acker den Herbst einatmet, säubert Kaspar die Tenne,

greift zum Dreschflegel und drischt die Ernte aus, wozu die Frauen auch genötigt werden, so auch Tartar, den Vater Elementin freigibt. Das ergibt ein Quartett, dessen Takt das Dorf erfüllt. Tartar spißt den Mund und sucht dabei eine beste Gelegenheit, sich mit Kaspar endlich engstens ins Einvernehmen zu setzen, obgleich Kaspar immer noch kaum dazu neigte, Rede und Antwort zu stehen. Aber an seine Bemerkung von damals knüpfend, daß die Menschen hinter den östlichen Bergen gut oder gar besser seien als hier, läßt sich ein Widerspruch anbringen, denkt Tartar und widerspricht also höflich dieser einstmaligen Bemerkung Kaspars. Denn das müßte demnach mit dem Teufel zugehen, sagt er, und das müßte er alsdann doch am besten wissen, wie gut oder wie schlecht die Leute sind. Kaspar lächelt zu diesem Protest und die Dreschflegel spielen munter ihre Musik so manche Kunde, beherrscht von jenem Schweigen, welches die ländliche Arbeit so unnahbar überhöht. Gegen Mittag, als die Frauen unterbrechen müssen, um das Essen zu kochen und nach dem Vieh zu sehen, zuppeln die beiden Männer im Duo weiter, und als es wieder einmal gilt, die Garben umzuvenden, sie auf der Rückseite auszudreschen, spricht Kaspar: „Wenn diese guten Menschen eines Tages wissen werden, was du selber bald auch wissen wirst, dann werden sie nicht mehr gut sein.“

„Ja, aber . . .“, erwidert Tartar und schweigt. Er ist außerstande, Kaspars Worte zu begreifen. Sein handgreiflicher Sinn allein gibt ihm ein handgreifliches Argument ein und Tartar argumentiert, daß es hier-

zulande eisernde Pflüge gäbe und viel Geld. Dort dagegen gäbe es keine eisernen Pflüge und kein Geld.

Es ist, als habe Kaspar diese Antwort nicht erwartet und könnte mit ihr ebensowenig anfangen wie Tartar mit seiner Rede zu Beginn dieses Disputs, ja es scheint, als machte Kaspar gar eine unwillige Gebärde, als läge ihm nicht mehr daran, mit Tartar weiter zu sprechen, und die Arbeit geht im Zweitakt weiter. Das alte ländliche Gesetz des Schweigens während der Arbeit herrschte wieder vor, schließlich läutete die Mittagsglocke, deren Geläut Kaspar auf der Stelle veranlaßte, das Haupt zu entblößen, das Ave Maria zu beten, eine bezwingende Berrichtung, welche Tartar zu desgleichen trieb.

Die Männer begaben sich ins Haus, um die Mahlzeit einzunehmen, Kaspar eröffnete das laute Tischgebet, in welches die Familie mit Würde murmelnd einfiel, dann wurde in die Schüssel gelangt und schweigend gespeist.

Nach der Mahlzeit, die Kaspar mit dem lauten Dankgebet beschloß, rauchte er sein Pfeifchen, lud Tartar hierzu ein, und auf dem Wege zur Scheune, an seiner Pfeife schmauchend, hielt Kaspar im Gehen inne und sprach: „Maria Theresia, unsere große Kaiserin, Gott sei ihr gnädig, sagte einmal: Treue und Glaube ist für alle Zeit verloren, so doch das größte Kleinod und die wahre Stärke eines Christenmenschen sind.“

Die Arbeit nahm wieder ihren Fortgang, die Frauen waren dabei und wortlos erklang das Quartett bis in den einbrechenden Abend.

Und an den Sonntagen und Feiertagen benahm sich Kaspar ganz genau so wie früher. Die goldene Herbstsonne lag ihm am Herzen, ihre Farbenpracht und allen unaussprechlichen Zauber ihrer Wirkung auf den Umkreis strichelte und pinselte er auf breite Bogen.

Als die Hackfruchternte mit ganzer Macht einsetzte, stocherte und buddelte Kaspar die Kartoffeln sowie Rüben aus der Erde, schaffte alles in die väterlichen Kellerungen, um, damit nun auch zu Ende, auf diesen abgeernteten Äckern mit dem Ruhgespann zu pflügen, zu eggen, die Wintersaat zu säen, welche Berrichtungen bis zum November währten. Das war die Zeit von Maritschkas Pilgerfahrt, sie kam an und mit ihr gemeinsam zog Kaspar wieder von dannen, nachdem er sein bekanntes, dickes Buch dem Sack entnommen, sich damit beim Ortsgeistlichen abgemeldet.

Als Maritschka wiederkehrte, schickte sich Bruna soeben an, ihr Winterquartier in dem alten Wagen zu beziehen, und man hörte dieses böse Weib aus dem Wagen tüchtig auf die Preußen schimpfen, eine Übung, die freilich Maritschka galt, welche es humorig aufnahm und singend abtat. Maritschka lud die Guldaschen, wie es seit unausdenkbaren Zeiten üblich war, zur Kirmes ein nach Freiheitsau und es wurde aus-

gemacht, daß diesmal die Alten daheimblieben, daß Sabinchen und Tartar nach Freiheitsau kämen.

Das ist der Herbst. Alles Licht des Himmels verblaßt. Zugvögel ziehen es in Scharen mit sich fort in südliche Länder. Längst schon ist die letzte Lerche aufgestiegen in den Himmel, der Gottesmutter das Licht der Erde in den Schoß zu legen, wo es verbleiben soll bis in den nächsten Frühling. Die schwerste Arbeitszeit des Jahres bekommt nunmehr ihre leuchtende Unterbrechung, die Feier der Kirmes in den umliegenden Dörfern. Wie es beschlossene Sache ist, machen sich Sabinchen und Tartar in den frühen Morgenstunden auf den Weg nach Freiheitsau, so zeitig, daß sie zur dortigen Frühmesse noch rechtzeitig ankommen. Um unterwegs nicht in sündige Versuchung zu fallen, bestimmt Mutter Blondina, daß Tartar eine Viertelstunde vor Sabinchen losgeht, mit dem Rosenkranz in den Händen, welchen er fleißig betet. Er hat sich ja nicht umzuschauen, erst vor dem Kirchenportal in Freiheitsau darf er nach vollzogener Frühmesse Sabinchen erwarten. Sabinchen nun geht im entsprechenden Abstand wie ausgemacht los, gleichfalls den Rosenkranz emsig betend.

Die jungen Leute erfüllen den mütterlichen Wunsch auf das peinlichste, und nach der Kirche vereinigen sie sich mit Maritschka, die freilich ihre Gefänge eine geraume Zeit zu Ende singen mußte, ehe es daran ging, daheim bei ihrem Bruder Leopold vom Kuchen zu schmausen.

Nach diesem ausgiebigen Frühstück nun schickten sich alle drei wieder zum Kirchgang an, zum Hochamt, und nach diesem, das sich sehr langwierig dahinzog mit Predigt und großem Segen, beging man die eigentliche Kirmes, deren Speisen Bruder Leopold zu Ende kochte, von Maritschka längst gar gemacht. Es gab Nudelsuppe und ein österreichisches Schnitzel und dazu einen Slibowitz, von Leopold selbst gebraut. Die Zigarren, welche die Männer danach rauchten, dufteten, ihre Länge hielt vor bis zum Ausläuten vor der Vesperandacht, welche alle vier Leute zum gemeinsamen Kirchgang vereinte. Die Vesperandacht zur Kirmes dauert etwas länger als gewöhnlich, der Responsorien wegen, die Chöre nötig machen und Solis. Tartar glühte vor Ergriffenheit, die Musik verfestete ihn in andere Sphären, er konnte sich nach dem Gottesdienst nicht genug tun an Lob für den Freiheitsauer Kirchengesang. Ja, diese Preußen verstünden sogar etwas vom Singen.

Es gab Kaffee und Kuchen, und nun war man frei für die irdischen Genüsse, nicht ohne freilich vorher den Friedhof aufzusuchen und der Seligen zu gedenken. Hierher auf den Gottesacker tönte schon die quakende und quiekende Musik des Budenzaubers, den man besuchte, um in seinem Trubel unterzutauchen. Sabinchen trank Limonade, die Tartar ihr spendierte, und dann lud er sie ein, sich in die Schaukel zu setzen, was Sabinchen gern tat, während Maritschka ablehnte und sich für das weniger heftige Karussellfahren entschied. Tartar setzte die Schaukel in Bewegung, er

brachte den Kahn mächtig in Schwung, so sehr, wie es nur möglich war, Sabinchen jauchzte vor Angst und unerklärbarem Vergnügen, Tartar hielt sie mit einer Hand kräftig fest, mit der anderen sich selber am Gestänge, das Gerüst ächzte und stöhnte, der Aufseher drohte schon und fluchte und bremste und endlich nach langem hin und her stand diese Schaukel still. Sabinchen trank abermals Limonade und Maritschka fuhr Karussell.

Weiß Gott, was Sabinchen für Wünsche hegen mochte. Wie alle Menschen des Umkreises wußte auch sie schon längst von der Existenz des Magiers, vom Dasein jenes Menschen, der einstens Maritschkas Heilung voraussagte. Zu diesem Wundermann wollte auch sie plötzlich hin, und Maritschka neckte sie vergnügt, indem sie ausrief: „Ei, sieh an, Sabinchen will sich beim Siebenmallsieben die Musik zur Hochzeit vorausbestellen.“

Unweit von Freiheitsau, am Walde, stand das kleine Strohdachhüttlein des Magiers. Wie die Giebel aller Häuser Menschengesichter tragen, gute, böse, häßliche oder verruchte, so trug auch dieses Häuschen ein altes, nach vorn übergeneigtes, freundliches Greisengesicht. Der Erde wippend zugezogen und erzählend. In den hölzernen Räumen führte der Wundermann sein absonderliches Dasein.

Sie nannten ihn „Siebenmallsieben“. Seinen Bruder dagegen, der mit ihm gemeinsam lebte, nannten sie „Zusammen“. Freilich waren beides Spitznamen,

Spitznamen, die der Umkreis ihnen verlieh. Die Entstehung dieser Namen reichte zurück bis in die Schulstube, wo „Siebenmalsieben“ nicht „Zusammen“ zählen konnte. Mathematisch unbegabt, wußte Siebenmalsieben dagegen aus alten klugen Büchern, daß es um die Erde anders bestellt sei, als man gemeinhin glaubt. Sie sei hohl, und die Menschen spazierten in diesem Hohlraum kopfunter. „Zusammen“ hingegen hätte sich einstens während gewisser Andachtsminuten zur öfterlichen Zeit auf den Weg zum nahen Wald gemacht, so redete das Volk. Und da er ein Sonntagskind war, öffneten sich die Sagenkammern. „Zusammen“ betrat die Höhle. Zusammen visitierte ihre Schätze gründlich, verzichtete aber auf alle verlockenden Reichtümer und vergänglichen Güter und brachte nichts weiter an sich, als einige Teufelsklauen, die da herumlagen und die er zu Klappen seiner Klarinette zurechtschnitt. Denn in dieser Höhle hauste einst der Teufel mit allen hinterlassenen Merkmalen. Umraunt von allerlei Legenden lebten so die Brüder in ihrem freundlichen Häuschen, das der Vater ihnen als Erbe hinterlassen, ein nicht minder sonderbarer Heiliger, der „Hölzerne Josef“, wie dessen Spitzname lautete. Die Klarinette mit den Teufelsklauen gab unter den Fingern des „Bruder Zusammen“ die verlockendste Musik von sich. Bruder „Siebenmalsieben“ gar spielte etliche Instrumente, er fiedelte, trompetete, flötete und so fort. Seine Instrumente hingen an den morschen, schwarzbraunen Balkenlagen der Wände. Wie landesüblich bebauten die Brüder ein Stückchen Acker, hielten auch so manches

Vieh im Stall, wovon sie lebten. Sie molken die Kühe abwechselnd oder gemeinsam und saßen ansonsten über weissen Büchern, dudelten, fiedelten, flöteten oder gingen zu diesem oder jenem Dorfgeistlichen der Umgebung auf Besuch, welche mit Bruder Siebenmal sieben und Bruder Zusammen trotz aller wunderlichen Glaubenssätze und märchenhaften Mutmaßungen am allerbesten auskamen. Mit einem ihrer Instrumente unterm Arm konnte man sie des Sonntagnachmittags oft in die Umgebung wandern sehen, um irgendwo Musik zu machen.

Ihre Kumpane waren eine Gemeinschaft wunderlicher Philosophen, zu denen auch die beiden Guldsöhne gehörten, der Kronprinz und der Kaiser. Sie verpflichteten sich und ihr Orchester aus einem mächtigen Wandertrieb heraus mitunter nach den fernsten Dörfern, nach Ortschaften tief im Preussischen, umgekehrt weit im Mährischen oder Polnischen, ja selbst Sudetendeutschen und gar Slowakischen. Ein Magnat in seiner alkoholischen Laune schleppte sie einmal bis nach Ungarn, wo sie Eschardasch spielen mußten und roten Wein massenweise trinken. Davon wurde immer wieder gesprochen, denn das war ein gewaltiges Erlebnis.

Ein Quadrat von etwa vierzig mal vierzig Kilometern war es, in welchem diese Musikanten für gewöhnlich der Menschheit zum Tanze bliesen, öfter auch den Toten zum Geleit, den Bräuten zur Trauung. Von drüben aus dem oberschlesischen Preußen kamen die unglaublichsten Aufträge, und es kam vor, daß

solch ein armer verwegener Grubenkumpel mit seinem unvorstellbaren Reichtum bigotter und skurriler Phantasie zur Kindstaufer kräftige Marschmusik verlangte, drapiert mit viel Kartoffelschnaps, welchen er am Ende sogar seinem Säugling anstatt Milch in der Flasche reichte.

Die beiden Brüder betreuten somit das tiefste Wesen, welches ihrer Heimat innewohnt, und die Instrumente, die von den Wänden blizten, waren demnach auch, wenn zwar andersgeartete trostspendende Sakramente Gottes. Sie waren berebsame Zungen der Heimat, Zungen, die nebeneinander gelegen sind, mit deutschen, polnischen und mährischen Grundstimmen und eine jede von den dreien zum mindesten viermal gespalten in allerlei Dialekten.

Bis zum Beginn des Krieges von Achtzehnhundertsechzig blieb es mit den missionarischen Gepflogenheiten der beiden Wanderbrüder ganz beim alten. Dann aber rückten die Brüder ein und überließen ihr Hab und Gut entfernten, weiblichen Verwandten. Sie waren mit ihren preussischen Regimentern nach Frankreich gezogen und fochten für Deutschland. Das Musizieren in ihrem Häuschen blieb verstummt. Die Instrumente von den Balkenlagen waren verschwunden, sie lagen behutsam verschlossen und verwahrt in einer jener buntbemalten Truhen, die im Flure standen. Für die Dauer des Feldzuges waren jene besinnlichen Zelten unterbrochen, da viele Musikanten aus der Umgebung sich regelmäßig eingefunden, um ernste und heitere

Weifen, Tanz- oder Kirchenmusik in diesem kleinen Häuschen vorerst auszuprobieren, ehe man damit begann, die morsche, gebrechliche Kirchenorgel irgend eines Dörfleins blasend zu unterstützen, so, wie es die Eingeborenen wünschten.

Vor „Siebenmalsieben“, dem Magier, nun standen Sabinchen und Tartar, um eine Tanzmusik für ihre Hochzeit zu bestellen und anzuzahlen. Zwar sei diese Hochzeit noch sehr weit im Felde, aber sie käme eines Tages ganz bestimmt und darum seien die Brautleute hier, sich der Musikanten zu versichern. Sabinchen druckte mit der Sprache. Sie hatte nach diesem erledigten Geschäft noch etwas anderes am Herzen. Der Wundermann kam ihr entgegen, er machte es Sabinchen leicht. Denn freilich hätte sie gern ihre eigene Zukunft geschaut. Siebenmalsieben holte eine Kerze, streifte einen Ring vom Finger, räusperte sich und dann verkündete er den beiden jungen Leuten, welch eine Aufgabe ihnen bevorstünde, ihr, Sabinchen, einer Frau aus deutschem Blut, und ihm, Tartar Bog, einem Mann östlicher Herkunft.

Sie würden einstens eine große Familie begründen im Himmelwitzer Land, eine Familie, welche die Deutschen und die Slawen zueinanderbrächte in gottgefälliger Weise.

Als sie nach diesem Geschäft zurückkehrten ins Häuschen Leopolds und Maritschkas, saß Bruna dort am Küchentisch und labte sich an dargebotenem Kirmesfuchen. Das Erstaunen Sabinchens war groß, Sabinchen konnte auch nicht gleich dahinter kommen, welchem

Zweck und Wunsch und Willen zu Liebe Brunas ungewöhnlicher Besuch bei ihrer Rivalin Maritschka galt.

„Ich werde mit euch nach Hause gehen“, sprach Bruna mit ihrer bösen, tiefen Stimme und wick den beiden fortan nicht vom Leibe. Schließlich, als man von den Karbonaden und Schnitzeln Maritschkas noch zu Abend gegessen, setzten sich die drei heimwärts in Bewegung, nicht ohne daß Bruna vorher ihr buntes Tuch Maritschka hingehalten hätte, mit einer ziemlich eindeutig brummigen Aufforderung, darein etwas vom Kirmesfuchen zu tun und von den Überresten an Hühnerbraten und dergleichen. Denn der Geiz sei eine Sodsünde. Maritschka lachte hellauf und erfüllte Brunas Wunsch mit großem Vergnügen.

Die Kirmeserinnerung verklang und der alte Arbeitsrhythmus nahm wieder seinen Fortgang, als eines Mittags Tartar Bog, nachdem er Meister Clementins Laune ganz besonders überprüfte, vor diesen mutig hintrat, aber mit bald erstickter Stimme die Frage stellte, ob denn das ginge, ob es möglich wäre, ja, wie es da wäre, das gute Sabinchen . . . also er bäte den Meister um die Hand seiner Tochter.

Vater Clementin senkte den Kopf und brachte ihn danach in eine Schräge, aus welcher die Augen mit spürbarer Eist den betretenen Freiersmann fixierten. Vater Gulda antwortete darauf nichts, machte sich jedoch sofort auf den Weg in seine gute Stube, wo er mit Mutter Blondina lange beriet.

Schließlich rief man Tartar herein, Sabinchen war auch zugegen. Sie drückte sich auf der Ofenbank, hatte die Hände gegen die Augen gepreßt und machte einen recht zerknirschten Eindruck.

Vater Gulda hub mit der Rede an. Sabinchen wäre doch ein gutes Mädchen, ja. Das müßte freilich alles noch sehr genau beschlafen werden. Wenn es Tartar einstweilen genügte, dann wollte man alles beim Unsicheren bewenden. Erst müßten die Söhne befragt werden, die zusammentrommeln sei eine langwierige Sache, also vielleicht könnte man Weihnachten darüber weiter reden. Tartar Bog war um diesen Bescheid unendlich froh. Er übersah es blindlings, mit welcher Strenge die Meisterin ihm am Zeuge zu flicken begann. Sie hatte allerlei Beschwerden gegen ihn. Das sei doch etwa kein Benehmen, mit Sabinchen in Freiheitsau so gottlos dahinzuschaukeln. Wäre das noch Christenart? Tartar möge sich merken!

Sabinchen wurde während dieser Strafpredigt am allerwenigsten beachtet. Immer noch saß sie auf ihre n alten Fleck und hielt die Hände vor dem Antlitz.

Später, in der Werkstatt, ließ Meister Elementin schon etwas menschlicher mit sich reden. Tartar, mit Tränen in den Augen, bat um Verzeihung dieser Schaukelei wegen. Es wäre in Freiheitsau etwas über ihn gekommen, er wüßte selber nicht was. Und Sabinchen sei sowieso ein gutes Mädchen und er wollte sie auf den Händen tragen.

Vater Gulda begann von etwas anderem, denn die Beteuerungen seines Gefellen gingen zu weit. Es sei

doch einstweilen das Wichtigste, zu erfahren, woher Tartar eigentlich käme. Wie denn das mit seinen Papieren stünde?

Ja, mit den Papieren! Tartar wurde schamrot, wenn er daran dachte. Papiere besaß er gar keine.

„Papiere muß du haben. Jeder Mensch muß seine Papiere haben“, sprach der Meister.

„Meister, was soll ich tun?“ fragte Tartar hilflos, und Gulba riet ihm, am besten aufs Offizial in die Stadt zu gehen. Die seien zuständig hierfür, müßten ihm doch Papiere geben, die er dringend braucht.

Am anderen Morgen machte Tartar sich auf den Weg ins Städtchen. Im Offizial, dessen Warteraum er schüchtern betrat, klappte der Unteroffizial die Schalterklappe auf und herrschte Tartar nach dessen Wünschen an.

„Papiere“, lautete Tartars Antwort. Sein Herz klopfte und seine Rede blieb knapp genug, da er sich hütete, wegen der schlechten deutschen Sprachkenntnisse mehr zu sprechen als unbedingt nötig.

„Was denn für Papiere“, brummte der Unteroffizial etwas dringlicher denn zuvor, nachdem er merkte, daß vor ihm höchstwahrscheinlich ein analphabetisches Individuum stand, eines von jener Sorte, die in der Monarchie allerorts nur so wimmelte. Tartar verlegte sich sofort auf ein devotes Flehen und Bitten, welches so charakteristisch ist für Angehörige der slawischen Völkerschaften. Er wolle diese Papiere gut bezahlen, sagte er, nur wenn er sie bekäme. Tartar sprach im

taumelnden Wirbel seines slawischen Idioms vermengt mit deutschen Brocken, so gut es nun mal gehen mochte.

Seine Unbeholfenheit erweckte den Verdacht des Unteroffizials, der hinter diesem Benehmen kriminelle Verfehlungen vermutete und entschlossen war, den gesamten Komplex zu erforschen.

„Wir haben doch keine Papiere zu verkaufen. Was fällt dir ein. Du schlawinischer Kaufsepp!“

Tartar nickte hilflos. Er lispelte „Ja“.

Der Unteroffizial verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln. „Von wo kommst du denn, du sauberer Bursche?“

„Kalvaryja“, antwortete Tartar. Das war der Name seines Heimatdorfes.

„Kalvaryja . . . Kalvaryja . . . Wir haben in der Monarchie ein ganzes Duzend Kalvaryjen.“

„Bukowina“ stieß es aus Tartar hervor, mit Härte und äußerster Willensanstrengung.

„So. Das werden wir gleich haben“, gab der Unteroffizial zur Antwort und schlug den Schalterkasten zu.

Nach langer Wartezeit, während welcher Tartar wie festgenagelt auf seinem Platze stand, ging die Tür endlich auf. Der Unteroffizial trat vor, er forderte Tartar heftig auf, in die Kanzlei zu treten, wo er ohne viel Aufsehens seine Hände in Schellen legte und ihn fortstieß, in den Kerker. Das war natürlich eine böse Wendung. Tartar saß in der gleichen Zelle, in welcher man schon einmal mit ihm einige amtsbefugte Prozeduren vorgenommen hatte. Er weinte leise vor sich hin.

Nachdem er bis zum Abend nicht heimkehrte, ergriff die Guldaschen einige Sorge um ihren braven Gesellen. Es zeigte sich erst jetzt, welche enge Beziehung und treue Anhänglichkeit bereits vorhanden war. Sabinchen jammerte und schluchzte. Selbst dem Vater Gulda war es weich ums Herz und Mutter Blondina schwieg aus einer gewissen Erschütterung heraus.

Nach dieser sorgenvollen Nacht blieb dem Meister Elementin also nichts weiter übrig, als sich am Morgen selber aufzumachen, um nach Tartar Ausschau zu halten. Sabinchen wollte mit ihm gehen, doch Mutter Blondina entschied, daß es sich nicht schickte.

Im Amt wurde Gulda nicht sonderlich besser behandelt wie sein Gefelle tags zuvor. Der Unteroffizial bequeme sich endlich zur Besinnung auf diesen Fall.

„Wir haben die Creatüre arretiert“, sprach er, „bis die Recherches abgeschlossen sind.“

Vater Gulda gab sich große Mühe, diesen Fall zu klären, und nach langem Hin und Her, in welchem abwechselnd der Unter- mit dem Nebenoffizial ihre verfänglichen Fragen stellten, bequeme man sich endlich dazu, die angebotene Bürgschaft Guldas hinzunehmen und Tartar freizugeben. Tartar wurde aus seiner Zelle geholt und man begann ihm auseinanderzusetzen, was Ordnung sei und was Schlamperei. Da räusperte er sich und sagte mit einer überzeugenden Geste etwas sehr Wichtiges, dessen Bedeutung jedoch unterging im bedauerlichen Mangel an instinktivem Vermögen für große Politik bei den Offiziäls.

„Hohä, Herren! Ich will auch ein Deutscher werden.“

Tartar Bog sagte es mit sehr harter, entschiedener Betonung jedes einzelnen seiner Worte. Doch diese wichtige, wenngleich ihm selber in der letzten Forderung scheinbar kaum bewußte Erklärung hinterließ nicht sonderlich viel Eindruck bei den Offiziäls. Immerhin neutralisierte sie aber die Stimmungen, welche gegen diesen heimatentlaufenen Schlawiner sich angesammelt hatten.

Die K. u. K. Behörden gaben ihn frei.

Vater Gulda zog nun mit seinem wiedergewonnenen Gefellen davon. Sie betraten eine altdeutsche Bierstube, wo die mitgebrachten Futterpakete aufgefknabbert wurden, denn Tartar war sehr hungrig. Er kaute mit vollen Backen und trank echtes Pilsner Bier dazu und schwieg ansonsten aus Wohlbehagen für seine gelungene Befreiung. Vater Gulda prostete ihm zu.

Mit der süßen, erlösenden Empfindung, von behördlichen Maßnahmen auf absehbare Zeit verschont zu bleiben, und in der kindlichen Hinneigung zu Vater Clementin, dessen Macht den Behörden gegenüber Tartar ja soeben bewundernd erleben konnte und dankbar verzeichnete, stellte sich bei ihm gleich wieder jene natürliche Burschenhaftigkeit ein. Während sie durch die Straßen des Städtchens heimwärts zogen, sperrte Tartar die Augen weit auf. Er suchte einen geeigneten Laden, welchen er auch schließlich entdeckte, einen Laden mit allerlei religiösen Utensilien im Fenster. Dieses Geschäft betrat er mit frommem

Gruß und kaufte einen lilienweißen Rosenkranz für Sabinchen. Dazu ferner ein Gebetbuch mit goldenem Schnitt, gleichfalls in hellen Farben leuchtend und von weißem Leder eingebunden, für Mutter Blondina. Dann zog man weiter zum Städtchen hinaus heimwärts gen Himmelwitz. Nach Lage der Dinge mußte nun die Sache mit den Papieren doch bestens in Ordnung geraten.

Das Wunder seiner Freilassung hatte Tartars unschuldiges Wesen noch stärker als zuvor an Guldas Familie gefesselt. Er hatte nicht erwartet, aus dem Labyrinth der Behörden so blitzschnell und so heil herauszukommen. Daß sich ferner Sabinchen standhaft zeigte, ihn, Tartar Bog, der anonymerweise sich in Himmelwitz befand, ohne Papiere zu heiraten, zudem sie insgeheim wußte, daß seines Vaters verfluchende Hand auf seiner Seele lastete, war zuviel des Glücks.

Tartar hatte unterwegs bereits geweint. Er hatte auf der Landstraße Guldas Hände ergriffen und sie geküßt, er war mit erschütternden Worten des Dankes vor ihm auf die Knie gefallen, und daheim erst raubte ihm die merkbare Liebe schier die Fassung.

Daheim herrschte eitel Freude für seine Wiederkehr. Sabinchen feuerte hurtig den Ofen, Mutter Blondina war es, die ihr ein Hühnchen zu schlachten anbefahl. Tartar wurde mit Bekereien und Feinschmeckereien gefeiert wie ein verlorener Sohn. Und Himmelwitz selbst nahm Anteil an diesem Wiedersehensfest.

Oktober ist in Himmelwitz der Monat des Rosenfranzes. Die Menschen, die wegen der rasch anbrechenden Dunkelheit gezwungen sind, das Tagewerk im Freien vorzeitig zu unterbrechen, versammeln sich, nachdem sie dampfende Kartoffeln und dicke Milch speisten, zur Verrichtung eines über Stunden dauern- den, monoton dahingemurmerten Gebetes, dem Mutter Blondina ausrufend voransteht. Die Andacht spielt sich unter dem Muttergottesbilde ab, vor welchem das Ellicht im Lämpchen traulich flackert. Über das Dorf hat sich die verstockte Nacht gesenkt, unterbrochen vom heiseren Hundegebell, zuletzt in sich selber verstrickt, ein Nichts in der ausgewischten Schöpfung.

Doch an den trüben Tagen tummelt sich auf den Wiesen und Ängern das Vieh des Dorfes, die Kühe und Ziegen gehütet von der Jugend. Die Jugend des Dorfes ist Hirtenvolk geworden, umtanzt die Strünke und Weiden, brennt Kartoffelfeuer ab und läßt die Drachen in die Lüfte steigen. Auf der Straße kommt ein buntes Wägelchen gezogen, betupft mit roten Blumenmustern auf blauem Hintergrund, an der Deichsel zwei schwarze trippelnde Pferdchen. Das sind Zigeuner. Sie kommen weither aus dem Süden der Monarchie, durchziehen das Dorf und fahren, da die preussische Grenze Halt gebietet, wieder zurück nach Süden. Dann wiederum rollen andere Wagen, schwere Reisewagen mit Jahrmarktsgut. Sie kommen aus einem Städtchen und ziehen in ein anderes, denn es ist die hohe Zeit der Märkte. Die Hirtenbuben

lassen ihre Kartoffelfeuer im Stich, sie laufen in Scharen hinter diesen Handlungswagen her und rufen im Chor:

Willkommen, Ihr deutschen Herren!
Wir kennen Euch seit alten guten Zeiten!
Gebt uns was zu knacken und zu beißen!
Dann erkennen wir Euch um so besser!

Aus den Wagen fliegen alsdann Süßigkeiten hinaus und allerlei Leckerbissen für die jungen Mäuler.

Während sie so an den Süßigkeiten schnabulieren, kommt ein Drahtbinder des Wegs. Er spricht ein gebrochenes Deutsch und läßt sich von den Hirtenbuben bestätigen, daß dieses Dorf Himmelwitz heißt, denn er möchte ferner wissen, bei wem im Dorf ein Fremder existiere, der so und so aussehe und Tartar Bog heiße.

Beim Stellmacher Gulda rufen einige Stimmen durcheinander. Dem Drahtbinder ist der Weg gezeigt und beschrieben und er zieht weiter.

Dann kommt Allerheiligen. Am Abend dieses Festes geistern die Lichtlein über dem Gottesacker. Das ist Allerseelen. Und wieder meldet sich das Kirchengesetz an, nachdem es zurückgetreten war seit Pfingsten und den ganzen Sommer hindurch. Längst hat die Lerche das Licht von der Erde genommen und es Marien in den Schoß gelegt. Einige Tage nur und mit der einbrechenden Finsternis klingelt es im Dorf und über den Höfen. Das ist Sankt Nikolaus, der unterwegs ist mit Krampus, um die Kinder zu strafen und zu

befcheren. Sankt Nikolaus findet auch zu Tartar den Weg. Er weiß um dessen Verfehlungen und Sünden sehr genau und schlägt mit der Rute auf seinen Buckel, das aber ausdrücklich wegen der Schaukelei in Freiheitsau, na meint Nikolaus, Tartar müßte am besten wissen, was er meint.

Von hierher bis zur Weihnacht fällt der Lauf des Jahres schnell dahin. Um die Finsternis des Morgens schneller zu überwinden, gehen die Menschen zur Adventsmesse, zur Korate, welche so zeitig stattfindet, daß die Arbeit nicht darunter leidet.

An den Abenden versammeln sich die Mägde in den Stuben. Sie zupfen Gänsefedern. Dieses Jahr wird bei Mutter Blondina besonders eifrig gezupft. Sabinchen häuft aus dem Behälter ganze Berge dieses leichten Elementes auf. Die Finger werden fleißig bewegt und die Mäuler noch mehr. Märchen und Sagen werden aufgefrischt, Begebnisse der Heimat, Räubergeschichten und Heldentaten.

Vom Räuber Motyka ist insbesondere die Rede. Die Weiber erwähnen es diskret, daß Bruder Zusammen dessen treuester Gehilfe war. Daher wüßte Bruder Zusammen den Eingang zur Räuberhöhle im Walde und nicht durch die priesterlichen Gebete zur österlichen Zeit. Das habe er selber einmal gestanden. Bruder Zusammen sei ein akurater und gerechter Mann. Er ist mit Räuber Motyka nur darum gezogen, weil dieser alles an arme Leute verteilte, was er den Reichen raubte, und stand unter dem Schuß der Muttergottes. Motyka wäre auch ein Dichter ge-

wesen, und einmal trank er sogar mit dem Gendarmen ein Bier, ohne daß dieser ihn erkannte. Nur lag etwas später ein Zettel auf dem Biertisch mit folgendem Gedicht:

Es hat gättrunkän mit dir Pjärunjä, der Motyka,
ein Räuber und Stehler.

Behalte für dich, Gendarm. Es wäre sonst leicht
Dein erster Fehler.

Man will wissen, daß auch Bruna mit Motyka im Bunde gewesen sei. Bruna wäre gar seine Geliebte gewesen und viele ihrer unehelichen Kinder habe sie nach der Geburt erschlagen und im Walde verscharrt.

Mutter Blondina wünscht nicht, daß diese unerquicklichen Dinge noch weiter beredet werden, sie flüstert schon mit Sabinchen. Ehe noch Sabinchen ein Liedchen anstimmen kann, welches das Gespräch vom Räuber Motyka, diesem pfiffigen Verstellungs- und Verkleidungskünstler und Dichter ablenken soll, kann sie das Gelächter der Mägde nicht verhindern, das den Räuber als einen tüchtigen Revisor einer Gemeindefasse zeigt. Motyka fand beim Einbruch nach anstrengender Nachtarbeit die Gemeindefasse leer und schrieb auf einen Zettel:

Der Kat hat schlecht gespart,

Für mich nichts aufbewahrt.

Die Kasse ist ganz leer.

Beim nächsten Mal erwart ich mehr.

Auf diesem Gedicht hätte ein Kupferkreuzer gelegen, welcher den Sparfönn der Gemeinderäte anregen

solte. Die Mägde lachen, indes Sabinchen schon ihr
Siebchen anstimmt, in welches der ganze Chor einfällt:

Über die Berge schallt
Lieblich durch Flur und Wald
Glöcklein dein Gruß.
Bringe der Mutter mein
Über dem Sternenschein
Auch meinen Gruß.

Blättchen vom Eichenbaum

Blättchen vom Eichenbaum,
Träum keinen Wandertraum.
Schau, die Wasser stürzen,
Die dein Leben kürzen.
Blättchen vom Eichenbaum.

Himmelwitzer Kavalier

Himmelwitzer Kavalier
Sind gewichst wie Stiefelschmiere.
Aus der Tasche protzt die Kette
Ohne Uhr daran, ich wette.
Einer stolzt in seinem Fracke
Wie in einem prallen Sacke.
Linker Schoß zipfelt im Rücken,
Rechter Schoß zipfelt beim Knicken.
Jener hat Paar feine Schuhe,
Ach, die rauben mir die Ruhe,
Sind von oben bis nach unten
Nur mit Zuckerschnur verbunden.

Dieser hat eine feines Schnupftuch,
 Proßt damit wie mit 'nem Sparbuch.
 Da verpfändet in der Schänke
 Man den Fetzen für die Tränke.
 Himmelwäger in der Schänke
 Sind so steif wie Kirchenbänke,
 Mit der Tabakspfeif' im Munde
 Döfen sie von Stund' zu Stunde.
 Himmelwäger auf der Brautschau
 Halten nur nach Mitgift Ausschau,
 Und in dieser frechen Pose
 Blist der Hintern aus der Hose.
 Himmelwäger bei den Mädchen
 Zuckt die Achseln wie am Fädchen,
 Und zuletzt stellt sich heraus,
 War der Haderlump verlaust.

Durch den fortwährenden Gesang wurde Bruna in ihrem Wagenasyl lebendig. Sie begab sich unter die singende Gemeinschaft, erreichte jedoch nur, daß die Lieder sofort abbrissen und verstummten. Bruna empfand es wohl, daß ihretwegen Schluß gemacht wurde aller Ausgelassenheit und fröhlichen Stimmung, schließlich begann sie, sich unglücklich ins Gespräch einzuschalten, mit dem Kopfe nickend, den Berg von ungezupften Federn bestaunend und Sabinchen in Verlegenheit bringend „Huhu . . . werden das einmal warme Federbetten, Hulla Hulla“.

„Macht hier nicht viel Hulla Hulla, sondern setzt Euch zu uns und zupft etwas mit, Bruna“, rief eine

beherzte Magd, die Brunas böser Blick sofort und ganz besonders traf.

Bruna winkte verächtlich und müde ab. „Njä!“
„Früher einmal ja. Heut aber, njä.“

Die Burschen, die an den Wänden saßen und ihren Mädchen Gesellschaft leisteten, um das Kraut fettzumachen, entfesselten ein Hallo. Sie wollten Bruna fortzekeln und sie begannen:

Hullu lu, Matullu

Bruna Spilla Holle Hu.

Bruna ficherte. Sie stand auf und ging an die Burschen heran und sagte einem etwas ins Ohr, wofür die ganze Männerschaft lachte. Die Mägde erfuhren nicht, was Bruna sagte.

„Warum geht Ihr niemals in die Kirche?“ fragte schon wieder jene beherzte Magd.

Bruna brummte sehr tief und erwiderte: „Weiß man denn, ob das gültig ist, was der Pfarrer da betet. Er ist ein Preuße.“

„Ach, das habt Ihr gelogen, Bruna.“

„Er paßt nach Freiheitsau, wo die Maritschka ist, die hier nichts zu suchen hat.“ Bruna begann eine krächzende Melodie und schien Branntwein genossen zu haben. Sie plärte mit einer beschwörenden Geste zu Boden:

Maritschka Zeklitschka

Dreigespann

Fünfgespann

Neungespann

Pfui, Pfui, Pfui!

Dann zog sie vor sich brummend ab in ihren Wagen, indes die Mägde ihr im Chorus nachriefen: „In Gottes Namen, Bruna“, wozu Bruna jedoch nur mit der Hand verächtlich gegen die ganze Gesellschaft deutete und abschließend zurückgab: „Ach, was versteht die Jugend von Gott. Früher ja, als die Kaiserin noch lebte.“

„Ach, Ihr mit Eurer Kaiserin“, rief die beherzte Magd, doch wurde schon aufgeräumt und während des Aufräumens noch ein Marienlied zum Abschied gesungen.

Schon seit Wochen, bald nach Anbruch des Herbstes, ging das Gerücht, daß es im Dorfe spuke, und zwar beim weißleuchtenden, kalkgetünchten fränkischen Hofstor des Moslerbauern. Vielfach wollen Weiber durch ein Geknall wie aus Pistolen erschreckt worden sein. Heut ging es mit der beherzten Magd auf diese Weise. Mag sein, daß sie ihre furchtlosen Worte Bruna gegenüber bei sich selber bereits bereute, bei Moslers Hofstor jedenfalls setzte sie sich in flüchtenden Lauf und berichtete, daß es geknallt habe. Die Burschen untersuchten die Stelle, bei ihnen aber knallte es nicht.

Am anderen Tage fällt der erste Schnee. Die Erde verwandelt sich in ein trübseliges Grau und Nebelsetzen senken sich schier in die Gartenbäume. Gegen dieses traurige Nachmittagsbild abgehoben, kommt Bruder Kaspar ins Dorf. Diesmal stecken seine Füße in groben, weitläufigen Stiefeln. Nachdem er Stiefel an den Füßen trägt, muß hinter seinem geheimnis-

vollen Lun doch etwas stecken, das imstande ist, ihm das Dasein menschenähnlich zu ermöglichen. Gott mag es wissen, was es ist. Kaspar betritt sein Vaterhaus mit dem üblichen „Grüß Gott“, mit dem Wangenkuß an Vater, Mutter und Schwester und mit der knappen, strengen Frage nach den wirtschaftlichen Dingen. Soeben im Walde hätte er mit dem Waldhüter gesprochen. Im Walde gäbe es ganze Strecken Wurzeln, die sind umsonst zu haben, das wäre eine Arbeit für ihn rund um das Weihnachtsfest und übers neue Jahr bis zum Fasching.

Vater Gulda nickt dazu, Mutter Blondina begrüßt es sogar, denn das Wurzelholz sei gut zu gebrauchen. Kaspar sucht sofort das nötige Werkzeug zusammen, die Keilhaue, die Keile und dergleichen. Er schärft die Ägte am Schleifstein, Zartar dreht die Kurbel.

So ziehen sie beide mit Ägten, Picken, Keilen und dem Tragatsch in den Wald und beginnen die zähen, verschlungenen Baumwurzeln dem nassen Erdreich zu entreißen. Mittags bringen die Frauen abwechselnd das Essen, welches zumeist aus Rauchfleisch mit Speckklößen besteht.

Heut ist Mutter Blondina wie auch Sabinchen verhindert, den rohenden Männern das Essen zu bringen, denn heute kalbt die Kuh. Bruna wurde ausnahmsweise damit betraut. Bruna stellt den Topf hin, die Männer achten dessen nicht weiter und Bruna entfernt sich auch gleich wieder. Etwas später unterbrechen sie die Arbeit, um sich an die Speise zu machen, es ist ein merkwürdiges Gericht, das nach

gar nichts schmeckt. Kaspar würgt und schlingt etwas davon herunter, auch Tartar zwingt sich daher zu desgleichen. Sie schauen sich schließlich an, Tartar lacht laut auf. Sie haben tapfer ein Schweinesutter genossen und nehmen den Rest mit nach Hause, wo die Frauen mit Bruna eine gewaltige Szene machen. Bruna hatte Speckflöße, Rauchfleisch und Sauerkraut selber gegessen. Deshalb zur Rede gestellt, bestreitet sie hartnäckig. Dagegen behauptet sie Mutter Blondina ins Gesicht, diese habe ihr den Topf mit dem gleichen Inhalt übergeben, wie er im Wald an die beiden Holzhacker abgeliefert worden sei.

Mit puterrotem Gesicht und fassungslos vor Empörung ob soviel Gemeinheit und Schlechtigkeit beginnt Mutter Blondina zu zetern. Bruna hat ihr Logis im Wagenpark sofort zu verlassen. Mutter Blondina erwartet den Beistand der beiden Männer und als er nicht erfolgte, fordert sie mit herben Worten eine berechnete Unterstützung ein.

Die Männer stehen wortlos dabei. Bruna schweigt. Sie ist aber nicht gewillt zu weichen, und niemand sonst findet sich bereit, dies böse unheilbrütende Weib in die harte Winterkälte auszusetzen.

Vater Gulda ist daran unbeteiligt. Kaspar jedoch hörte sich das Gekelch seiner Mutter von Anfang bis zum Ende gleichmütig an. Es blieb sonderbar, daß er nicht tätlich wurde, wie seine Mutter es wünschte. Er zeigte gar keine Lust, sein ansonsten so stark ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl in irgendeine Tat um-

zusehen. Sein Gelübde stand dagegen. Und jetzt kehrte sich der Zornausbruch Blondinas gegen ihn.

„Du bist gar kein Mann, Kaspar! Barfuß läufst du umher und machst die Familie verrückt.“ Mutter Blondina lachte spitz. Hefrig und hart wandte ihr Sinn sich gegen ihren ältesten Sohn, der zu allem schwieg. „Zehn Paar Schuhe stehen da, ich puße sie ihm, er schmiert sie mit Wagenschmiere ein“, bricht es aus ihr hervor.

Da geschieht etwas Unerwartetes Tartar Bog meldet sich zum offenen Wort: „Meisterin“, spricht er mutig und mit gemahnendem Stimmfall: „Das dürft Ihr nicht so sagen, nein! Kaspar ist ein Heiliger, ja, denn ich weiß es so genau wie bald der Heiland geboren wird. Und wir kümmerten uns weiter gar nicht um dieses Schweinefutter. Von Euch war es nicht gewesen, Meisterin, das wußten wir. Wir haben es lachend verschlungen und hätten den Kest in die Wurzelerde schütten sollen, damit die armen Tiere auch etwas zu knabbern hätten. Der Satan hat uns einen Streich gespielt. Nicht wahr, Kaspar?“

Kaspar war indessen hinausgegangen. Er kam an diesem Tage nicht mehr wieder, man hörte ihn auf dem Dachboden beten. Sabinchen war grad im Dorf gewesen. Als sie wiederkam, spürte sie nur die Gespanntheit, deren Grund sie jedoch nicht erfuhr. Denn Tartar schwieg nicht minder wie Kaspar. Das Verhalten Blondinas ging etwas weiter als auf Bruna zurück. Kaspar vorbereitete die Zusammenkunft der Familie. Die Roslerschen liefen schon Sturm, und

da sie bei Vater Gulda kein Gehör fanden, stützten sie sich auf Blondina. Sie wußten jemand anderen für Blondinas einzige Tochter. Dieser Schlawiner möge machen, daß er fortkäme. Eine Schande sei es, so etwas die Hand zu reichen und in die Gemeinschaft aufzunehmen.

Am andern Tage wandern die beiden gleich nach der Moratemesse wieder in den Wald, paffen unterwegs die qualmenden Pfeifen, und Kaspar spricht zu Tartar vom Leben des heiligen Augustinus. Der heilige Augustinus sagt: „Wer bin ich? Was ist der Mensch? Wozu? Und ist ein Gott – wie kann die Welt so laufen, wie sie läuft? Ein großes Rätsel war ich mir geworden, ich mir selbst, und ich fragte meine Seele, warum sie traurig wäre, und sie wußte mir keine Antwort.“ Tartar hörte fiebrig zu, was Kaspar ihn lehrte. Sie waren am Arbeitsplatz angekommen und warfen die Äxte von den Schultern. Ihr Tageswerk begann. Kaspar spie in die Hände, machte das Kreuzzeichen, murmelte „in Gottes Namen“ und hieb die Keilhaue mit großer Gewalt in die Strünke hinein. Die ganze Erde ächzte und schrie. Als er ein wenig verschnaufen mußte, rief er Tartar zu: „Arbeiten, mein Freund! Arbeiten! Dann vergißt du die Lust.“

Sein Wahlspruch ergriff Tartar, der seinem Freund zu Liebe die Axt mit der gleichen wilden Entschlossenheit handhabte, bis die Mittagsglocke von ferne tönte. Heut brachte Mutter Blondina das Essen. Sie hatte sich von ihrer Erregung noch keineswegs beruhigt und

sprach mit Bitternis von Bruna, um sich darauf zu stützen, was die Leute schon redeten und was Bruna im Dorfe verbreitete. Wie man spüren konnte, kam sie absichtlich, um die Auseinandersetzung von gestern fortzusetzen. Doch beide Männer schwiegen. Als sie unverrichteter Dinge gegangen war, bemerkte Kaspar nur noch etwas von den Vollkommenen und Auserwählten. Tartar hörte sich alle Worte dieses heiligen Menschen mit großer Scheu und noch größerer Dankbarkeit an, welcher die naturverhafteten, gläubigen Kreaturen seiner Art fähig sind. Tartar empfand sich von Kaspar wert genommen zu Auslassungen, welche nur gelehrte Geistliche von der Kanzel mit göttlichem Munde an alle zu geben hatten, nicht an einzelne. Tartar könnte diesem guten Menschen jede Arbeit aus den Händen reißen, um sie selber zu tun, denn dieser Mensch stand nach seiner Empfindung ganz nahe bei Gott. Doch dieser Mensch wollte das nicht. Dieser Heilige predigte nicht nur, nein, er lebte ihm das vor, was er predigte. Tartar wird ihn wegen dem Fluch befragen, den sein Vater gegen ihn geschleudert. Vielleicht ist es eine zu dumme Sache?

Sie erheben sich von der Mittagspause, sputen sich, schweigen bis in den Abend, und vor ihnen häufen sich die mächtigen Wurzeln, welche sie der Erde entrisen wie Hochseefischer Krabben und ungetüme Riesenfische dem Meere entreißen.

Vater Clementin kündigte es seinem Sohne gelegentlich schon an, daß er mit ihm etwas Wichtiges zu be-

sprechen hätte. Während nun die Frauen Kuchen backen, denn die Weihnachtswoche ist zur Hälfte verstrichen, sitzen sich Vater und Sohn in der guten Stube gegenüber und überlegen umständlich die Brautwerbung des Tartar.

Kaspar ist längst im Bilde. Er findet es begrüßenswert, solch einen willigen und gesitteten Mann in die Familie aufzunehmen. Den väterlichen Bedenken, die auf Blondina und die Moslerschen zurückgehen, was denn für Rückwirkungen aus Kreisen des Dorfes zu erwarten seien, begegnet er mit einer patriotischen Formulierung, die zwar billig scheint, jedoch wirksam ist, nämlich daß doch Tartar seines Wissens mit großem Eifer deutsch lerne, daß er also gründlich dabei wäre, ein würdiges Glied der deutschen Gemeinschaft zu werden. Ist er denn übrigens nicht Österreicher? „Du glückliches Österreich heirate“, heißt ein altes Wort aus klugem Munde. Außerdem spräche man hierzulande ohnehin zwei oder gar drei Sprachen gleichzeitig. Darum sei es müßig, sich in Heftigkeiten zu verlieren, welche Nationalität des Reiches die vorzüglichere sei. Zu Zeiten der Kaiserin war es nämlich so, setzt Kaspar seine Rede fort und wirft ein Bein mit Eleganz übers andere . . . „Da wurde nämlich ernsthaft daran gearbeitet, alle Menschen der Monarchie zu einer einzigen Familie zu machen, zu einer guten christlichen Familie. Die alten deutschen Kaiser gar freuten sich über jeden Christenmenschen, der ein Deutscher wurde. Will das etwa Tartar nicht?“ Aber Kaspar empfahl seinem Vater

trotzdem unter den gegebenen Umständen doch am besten die Familie zu befragen, und so wurde es ausgemacht, solch eine Zusammenkunft zwischen Weihnachten und Neujahr zustande zu bringen. Vater Gulda trug seinem Sohne auf, Melchior und Baltasar per Post zu finden. Kaspar versprach ihm, alle nötigen Schritte sofort zu unternehmen.

Er begab sich wieder zu seinen Wurzeln im Walde, wo Tartar in seiner Abwesenheit selber rodet. „Ich habe mir“, sprach Kaspar zu ihm, „so im Vorbeigehn einen Baum angesehen.“

„Was denn für einen Baum?“ fragte Tartar ahnungslos verdußt. Tartar hatte ohne Aufsicht allein und wahrhaft hingebungsvoll sein Tagewerk betrieben. Die Wurzelstücke häuften sich an.

„Einen Christbaum“, erwiderte Kaspar und lächelte. „Wir wollen Weihnachten dieses Mal besonders gut begehen.“

Von einem Christbaum hatte Tartar noch nie etwas gehört, und Kaspar erklärte ihm kurz diesen deutschen Weihnachtsmythus. Wie in allen Dingen, die man ihm aufzutragen brauchte, so auch in der Sache des Christbaumes war Tartar mit begierigem Eifer sofort dabei. Kaum war von einem bestimmten Tannenbaum gesprochen worden, als dieser auch schon gefällt unweit des Arbeitsplatzes lag. Gegen Abend nun mußte Kaspar den Gang zu Maritschka besorgen, von wo aus er glaubte seine beiden Brüder am geeignetsten zu finden. Von Freiheitsau waren ihre Adressen mit Hilfe der Preußen am besten zu erfahren. Tartar da-

gegen brachte den Baum nach Hause. Die Frauen wunderten sich darüber sehr. „Wo zu denn dieser Baum?“ fragte die Mutter mürrisch. „Ich weiß es selber nicht“, zuckte Tartar hilflos die Achseln. „Kaspar hat es so geheißt. Und was Kaspar macht ist gut.“

„Coso“, vermerkte Blondina gereizt.

„Es ist ein Christbaum“, gab Tartar zur Antwort.

Mutter Blondina war gar nicht dafür. Doch da es Kaspar veranlaßte, fügte sie sich dessen Absichten und hieß Tartar, den Baum einstweilen in der Scheuer abzulagern. Bei dieser Gelegenheit könnte er auch den Mohnstampfer aus dem Schuppen herbeibringen. Tartar sagte ja und brachte das kolossale ausgehöhlte Baumwerk ins Haus. Mutter Blondina reichte ihm einen Sack voll Mohnhülsen. Die möge er öffnen, deren Inhalt in den Behälter tun und zerstampfen. Das war freilich eine lustige Arbeit für ihn, sie dauerte ein Weilchen. Tartar pfiß dabei und indessen kam Kaspar wieder heim. Wegen des Tannenbaumes entstand nun mit Mutter Blondina ein angeregtes Geplänkel. Kaspar war durchaus dafür, daß diese alte deutsche Sitte, die er allüberall in deutschen Landen erlebte, auch in Himmelwitz Einlaß fände, und er gab Sabinchen einige Ratschläge für gebackene, gedrechselte und vergoldete Anhängsel. Auch er wolle noch rasch etwas zurechtschnitzen. Sie aßen zur Nacht und begaben sich zur Ruhe.

Noch ehe Tartar oder Kaspar sich am anderen Morgen erheben konnten, rumorten schon die Frauen. Denn sie wollten Weihnachtstuchen backen. Aus

vielen irdenen Töpfen goß Mutter Blondina die dickflüssige Sahne in das Butterfaß, just als Tartar erschien. Er durfte sich also gleich ans Buttern machen. Heut dachte niemand an die Koratemesse, sie wurde wissentlich versäumt, denn die Arbeit drängte vor.

Bis zum Frühstück hatte Kaspar in der väterlichen Werkstatt einige Holzstücke gedrechselt, so den Stern von Bethlehem, Dohs und Efelein, und er versprach Sabinchen, da er ihr alles überreichte, noch eine Krippe mit frischem Walbesmoos. Doch jetzt dränge die Rodung. Kaspar machte sich am Schleifstein zu schaffen, schärfte die Ägte, Tartar eilte hinzu. Sie brachen in den Wald auf und waren bald wieder mitten in ihrer ernstestn Arbeit, umrauscht vom weihnachtlichen Wald.

Das Gesenke wandert mit einem leuchtenden Linnen aus Schnee bedeckt hinaus in das mährische Land.

Winter breitet sich über die Hügel und Gefilde und verhüllt diese Passion eines christlichen Jahrtausends. Das ist der Leidensweg von Slawen und Germanen. Ein Weg von Nürnberg bis Krakau. Den Osten bindend mit dem Westen. Gegangen von einer Menschheit, die sich in Demut selber überwand und kämpfte, zum bleibenden Ausdruck einer namenlos erhebenden, einer erschütternden stilllichen Würde unseres Gestirns. Wie in einen tollen Wirbel wurde einstens der slawische Osten hier hineingezogen, mit ihm der germanische Westen, der Süden und der Norden. Dieser Kessel kochte und brodelte und siedete. Ver-

wandelte die österreichischen, bajuarischen, fränkischen, sächsischen, schlesischen, polnischen, mährischen, slowakischen und auch ungarischen Substanzen in ein Elexier überirdischer Düfte und unterirdischer Dünste. Was ein Jahrtausend des Streites segensreich oder fluchwürdig gestaltet haben mag, läßt sich kaum noch in gerechten Graden aufteilen. Hinter den Winterhügeln und hinter dem Wald, das wären die Städte, die Klöster, die Statuen und Bildnisse, welche die Passion umstehen.

Das ist das Land der Rebellen, der Heroen, Brüder und Idealisten, der Dichter und Musikanten. Die Erde der revolutionären Geister, welche hervortraten, den Lauf des Kontinents herostratisch zu unterbrechen, Hasßliebe schleudernd in eine gottgegebene Ordnung und himmelftürmende Bewegung aus dem Chaos lösend.

In der erwartungsvollen Zeit vor dem Weihnachtsfest erfaßt die Menschen eine Sehnsucht nach daheim. Ein Trieb nach der Heimat steht mächtig in der Seele auf. Abstrakte Kräfte der Natur betäuben die Sinne. Mütterliche Wärme, väterliche Zeugung, heimatliches Wachstum vereinen sich zu einer Dreieit des Bewußtseins, dem die Empfindungen sich zuneigend vermählen.

Über verschneiten Gärten, über Wegen und Stegen, aus Gehöften, Stallungen und Scheuern erklingen wehmütige Weisen. Traurige Adventslieder, von Mägden gesungen. Von jenen Menschenkindern, die

weder Vater haben noch Mutter und Weihnachten die bäuerlichen Dienste wechseln. Sie singen alte Domestikenweisen, darinnen von Wien, der großen Kaiserstadt, die Rede ist, vom tröstenden Jesulein, von Maria und Josef, Ochs und Esel, von einem gefangenen Vögelchen im Käfig und von den verbliebenen Eltern. Von Vater und Mutter, welche beschworen werden, nur noch ein einziges Mal und zur Weihnacht aus der Erde zu steigen, um mit dem verlassenen Kinde gemeinsam das Fest der Familie zu feiern. Zum Dank für dieses Wunder gelobt das verlassene Kind, schwere Mühlenräder von Olmütz bis nach Wien zu schleppen und über alle Grenzen des Reiches, so Gott der Herr es anbefiehlt.

Das sind Lieder der Mägde, welche mit den Habseligkeiten in der buntbemalten Truhe von Bauer zu Bauer, von Dorf zu Dorf ihre Arbeit wechseln zur weihnachtlichen Zeit. Die Mägde wandern die Wege, auf denen die Legende der Geburt des Heilands vor Jahrhunderten aus Osterreich wanderte, zu den gläubigen Menschen allhier. Sie gehen durch die Wälder, wo der Harzduft und die Wurzelnatur den Mythus aus der Erde lockte. Den Mythus des Baumes, welcher soeben Einzug feiert in Himmelwitz, von Kaspar eingeführt, einem heiligen Narren, unterstützt von Tartar, einem herzenguten Schlawiner in einem Augenblick, da alles noch altherrwürdig legendär schwingt.

Die Männer machen heut mit ihrer harten Wurzelarbeit etwas zeitiger Schluß. Langsam und schwei-

gend wandern sie durch den Forst ins Dorf. Der Schnee sickert vom Himmel. Die Luft scheint stillzu- stehen, als hielte die Natur den Atem an vor dem Fest. Im Dorf eilen geschäftige Weiber über die Gassen. Sie tragen in den Händen Kuchen, rosig und knusprig aus dem Ofen gezogen und auch andere, blasse ungebäckene, die in den Ofen gehören.

Das ist Vigilia, Vortag des Festes. Wer heute fastete, kann gegen Abend das goldene Kalb erblicken, welches von einem Horizont aufsteigend über das Firmament kehrt gleich einem Kometen und im anderen Horizont versinkt.

Daheim sind die beiden Frauen damit beschäftigt, einen Karpfen abzuschuppen. In einem großen Topfe brodelt die Matschka, die traditionelle Tunke. Kaspar erwartete, daß seine Brüder schon angekommen seien, doch Melchior und Baltasar waren noch nicht zu- gegen. Sie kamen auch im Laufe des dämmernden Abends nicht. In der guten Stube schmückte Sabin- chen den Christbaum zu Ende. Kaspar überreichte ihr zur Vervollkommnung dessen eine Krippe, die er ge- zimmert. Sie wurde unter den Baum geschoben. Dann läutete die Abendglocke. Man setzte sich zum heiligen Abendbrot, wie das Essen seit althergebrachten Zeiten hieß.

Nach dem Essen schnitt Mutter Blondina große Scheiben Brotes zurecht, tat sie in einen Kartoffel- forb und brachte diese menschliche Speise den Kühen, nach alter Überlieferung. Denn in der heiligen Nacht führten die Tiere miteinander menschliche Gespräche.

Sie lobten oder tadelten den Bauern und die Bäuerin, und während dieses wunderbaren Augenblicks der Menschwerdung des Tieres verwandelte sich das Wasser des Brunnens in Wein. Nur Sonntagskindern war es gegeben, dies Wunder zu erleben. Dagegen wehe dem, der in neugieriger Absicht dem Walten der Natur ein Wörtchen abzulauschen wagte. Der erlebte das Sonnenlicht gewiß nicht mehr, den strafte die Natur auf der Stelle mit dem Tode.

Als Mutter Blondina wiederkehrt, versammelt sich die Familie unter dem erstrahlenden Christbaum. Sabinchen stimmt die alten Weihnachtsweisen an von der stillen Nacht, von der fröhlichen Weihnachtszeit, in welche die anderen summend einfallen. Tartar hat plötzlich die Augen voll Tränen. Vater Gulda zeigt sich betrübt, daß seine beiden anderen Söhne fehlen.

Nachdem Tartar sich vom Platz erhob, das Kreuzzeichen über der Brust schlug, sprach er mit feierlicher Stimme das Evangelium von der Geburt Christi aus dem Gedächtnis, wonach eine tiefe Stille einsetzte, die sich kaum überbrücken ließ, bis Vater Gulda nach einigem Räuspern und Drucksen Tartar hart an der Schulter berührte und sprach: „So heiratet Euch also in Gottes Namen im kommenden Jahr zwischen Saat und Ernte.“

Tartar schluchzte laut und auch Sabinchen weinte. Mehr ereignete sich nicht weiter. Mutter Blondina, deren Widerspruch nicht zu obzulegen vermochte, sagte nichts, als plötzlich Kaspar an sie herantrat, auf die Knie fiel und sie um Verzeihung bat für alle Miß-

helligkeiten, die er ihr angetan haben mochte. Sie legte ihre Hand auf seinen Kopf, erhob sich vom Stuhl, ging zur Tür, wo sie das Näpfchen mit dem geweihten Wasser hielt, welches Maritschka für gewöhnlich aus Südmähren brachte. In dieses Näpfchen tupfte sie ihre Hand und besprengte ihren ältesten Sohn, indes Tartar und Sabinchen vor sie hintraten, um den gleichen Segen zu empfangen, den Vater Gulda nach seiner Frau in gleicher Form vornahm.

Das Gespräch nahm einen fröhlichen Fluß an. Tartar fragte in aller Bescheidenheit, ob denn geraucht werden dürfte, doch Kaspar hob abweisend und gebietend die Hand, um sich aufzurichten und Worte von Augustinus zu sprechen, wie folgt:

„Kindlich das Kind, kernhaft den Mann, wehevoll den Greis – so ziehst und belehrst du jeden, wie's den Lebensaltern nach Leib und Seele angemessen ist. Du machst die Frauen in keuschem treuem Gehorsam untertan ihren Männern, nicht zur Stillung der Lust, sondern zur Fortpflanzung des Geschlechts und zum Erhalt des Familienverbandes. Du setzest die Männer über die Ehefrauen, nicht zum Spotte für das schwächere Geschlecht, sondern kraft der gesetzlichen Ordnung lauterer Liebe. Du kettest die Kinder an die Eltern durch eine Art von freier Dienstbarkeit, du setzest die Eltern über die Kinder für ein Schalten in liebender Gewalt. Du knüpfest Brüder an Brüder durch das Band der Religion, das fester und enger bindet als das Blut. Du schließest, ohne Sympathien des Blutes und des Willens anzutasten, in Sippe und

Familie den Naturzusammenhang noch fester durch die höhere Liebe von Seele zu Seele. Du lehrst den Knecht, wie er seinem Herrn nicht so sehr unterm Druck des Standes als in der Freudigkeit der Pflichterfüllung anzuhängen habe. Du machst die Herren mild gegen ihre Knechte und stimmst sie mehr zum Betreuen als zum Züchtigen, wenn du sie auf Gott den Höchsten schauen heißest, unser aller Herrn. Du bindest – durch das Gedenken an die ersten Eltern – Bürger und Bürger, Volk und Volk, Mensch und Mensch – enger als nur zum Ganzen der Gesellschaft: zu einer Art von Brüderschaft. Du lehrst die Könige sorgen für die Völker, du mahnst die Völker untertan zu sein den Königen. Wem man Ehre schuldig sei, wem Herzlichkeit, wem Verehrung, wem Ehrfurcht, wem Trost, wem Zureden, wem Ermahnung, wem Zurechtweisung, wem Strafrede, wem Züchtigung – über alles gibt Bescheid deine Lehre, deren Inbegriff es ist, daß wir nicht allen alles schuldig sind, allen aber Liebe und nicht einem Unrecht.”

Die Besonderheit, das Bezwingende des Weihnachtsfestes in Himmelwitz beruhte auf dem Besuch der Christmesse, welche um Mitternacht begangen wurde. Zudem war es üblich, daß die Menschen nachfolgend, außer der Christmesse mindestens eine zweite Messe anhörten, womöglich noch eine dritte, und diese überlieferte Verpflichtung ergab das Bedürfnis nach geheiligter, vorbereitender Ruhe.

Als überall in den kleinen Häuschen der denkbar schönste Puß aus den Truhen hervorgeholt und an-

gelegt wurde, detonierte in nächster Nähe des Dorfes ein gewaltiger Schuß. Dann setzte ein fortwährendes, beängstigendes Krachen ein. Die Himmelwäger bestürzten sich sehr, denn es war bei ihnen bisher nicht Sitte, die bevorstehende Christmesse mit derartigem Getöse eingeleitet zu hören. Das war eine fremde sündhafte Übung. Sie wußten, daß niemand aus ihrem Dorf sich daran beteiligen konnte, derart Schüsse loszulassen vor dem feierlichsten Gottesdienst, den es im Jahre gab. Aber die Menschen blieben ergeben in die Unabänderlichkeiten dieses lauten Frevels, denn sie waren von sich aus bereit, der Heiligen Nacht jene Weihe zuzugestehen, die sie von ihren Vätern überkam.

In diesem Augenblick auch, als alle Wohnhäuschen sich von den Kirchengängern zu leeren begannen, als trippelnde Schritte über die hartgefrorene Erde zur Kirche strebten, illuminiert durch mächtig strahlende Stalllaternen, durch wandelnde ferne Lichtlein . . . setzte eine getragene, feierliche Musik ein, Bruder Zusammen hatte seine Kumpane beieinander. Nach alter Überlieferung übten seine Musikanten in einem Himmelwäger Häuschen eines der ihrigen die Probeakkorde der Intradn, die bald im Kirchlein mit aller Pracht erklingen sollten.

Die Glocken riefen, das Dorf war aufgereggt und im Umkreis frachten die fremden Schüsse. Hier aber, die Musik aus dem kleinen Häuschen schritt über alles königlich hinweg. Hier bliesen etwa fünfzig Männer auf Tuben, Flöten und Trompeten die Geburt des Heilandes ein, hier dröhnten die Trommeln und tönten die Bässe.

Es war, als sei eine Gnade der landschaftlichen Zusammengehörigkeit herbeigeströmt, um zu demonstrieren.

Fünfzig Musikanten aus polnischen . . . mährischen . . . und deutschen Umkreisen waren beieinander. Und so wie ihre drei Sprachen friedlich zusammenschmolzen in der Zeit, zu einer Gebärde des ewigen Daseinsgesetzes, so bliesen sie das Wohlgefallen auf Erden allen Menschen, die eines guten Willens sind.

Der Heiland war geboren.

Die Menschen strömten aus der Kirche und die Dunkelheit nistete im Dorf vom Himmel mit einem klaren Gestirn überwölbt. Der Schnee auf den Hütten grüßte das Gestirn, als wäre er im Bunde mit dem Licht, und als würde die Finsternis von oben und unten in eine Zange genommen und erdrückt.

In Guldas Häuschen war während der Andacht geschnüffelt worden. Ein Dieb hatte sich den Gottesdienst zunutze gemacht und den Schnaps gestohlen, den Tartar dem Vater Gulda als Weihnachtsgabe schenkte. Vater Gulda lachte hierzu. Er hätte ihn über die Festtage kaum angerührt, so möge er Bruna am besten schmecken. Die Familie beglückwünschte sich nach altem Brauch zum Feste, indem ein jeder vor den anderen hintrat, auffagend die überlieferte Formel des Spruchs:

Ich wünsche Euch ein fröhliches Festlein
Der Geburt Christi unseres Herrn.

Sie frühstückten gemeinsam vom aufgetischten Kuchen und tranken süßen Kaffee dazu und berieten einen Plan, nach welchem in die folgenden Gottesdienste gegangen werden sollte. Da am ersten Weihnachtsfeiertage ein jeder Priester drei Messen lesen durfte, war jeglicher Christ geradezu verpflichtet, freiwillig mindestens drei Messen zu besuchen.

Sobald es im Dorfe ruckbar wurde, daß bei Guldas ein altmodisches Weihnachtsfest gefeiert wurde, kamen die Neugierigen meistens auf dem Heimweg von der Kirche, um sich zu vergewissern. Der geschmückte Baum wurde einer gründlichen Prüfung unterzogen.

Vielleicht war es bisher auch nur so, daß das Volk einfach nicht wagte, so einen Baum in der Stube erstrahlen zu lassen, um sich an keinen Waldhüter zu verraten, denn junge Bäume durften nicht gestohlen werden. Ein Weihnachtsbaum war eben halt kein Hase, den man im Strohdach verstecken konnte, und freilich konnte man hinwiederum einen Hasen auch nicht mit Kerzen besteckt erstrahlen lassen, mochte er in der Pfanne so oder so riechen. Die Neugierde wuchs. Alles sprach nur vom Christbaum bei Stellmacher Gulda. An den Zweigen hingen Seifenblasen und Plunder, wie Bruna es unter die Leute verkündete. Das war der sichtliche Ausdruck für jenes „sichere Jahr“ Tartars und Sabinchens, munkelten die Leute. Gegen Mittag fanden sich Melchior und Baltasar endlich ein. Sie kamen mit der Eisenbahn aus Preußen und aßen von den Bobaken und von der Matscha, die am Tage zuvor für sie zubereitet waren, dann er-

tönte ein Kuhglockenzeichen, alles durfte in die gute Stube, die im Kerzenlicht des Weihnachtsbaumes erstrahlte.

Das war die wiederholte Demonstration des „sicheren Jahres“ Tartars und Sabinchens. Melchior und Baltasar wurden eingeweiht, worum es ginge. Sie zeigten sich sehr unbekümmert und begrüßten die Heirat. Wenn Tartar mit dem Zunamen Bog heiße, so klinge das ohnehin sehr deutsch. Auch ihre Meinung ging dahin, daß Tartar ein Österreicher sei, wie jeder andere, und wenn er freiwillig die deutsche Sprache spräche, sei das Ausweis genug, ihn als Deutschen zu betrachten.

So einfach lagen die Dinge nun aber nicht und morgen kämen die Moslerschen, die sehr dagegen seien, sprach Vater Gulda.

Der zweite Feiertag nun, Sankt Stefan geweiht, findet in den Abendstunden die Jugend des Dorfes in freudiger Bewegung. Sie zieht, eine Kolleda singend, mit Säckchen versehen durchs Dorf, darein die Angefungenen ihre Gaben zu entrichten haben, zumeist Erbsen.

Während des fröhlichen Lärmes kam der Moslersche Besuch an, Mutter Blondinas Geschwister. Der Christbaum war entflammt, Kaspar intonierte ein fröhliches Weihnachtslied und die Redensarten gingen um das eigentliche Thema peinlich herum.

Tartar, der in seiner devoten Art den Moslerschen sehr zu Munde sprach, wurde von ihnen keines Blickes gewürdigt. Doch Melchior und Baltasar retteten ihn aus seinen Verlegenheiten. Sie begannen freimütig

von der Hochzeit zu reden, neckten Sabinchen und fragten im Ernst, wann dieses Ereignis stattfinden sollte. So erfuhr man, daß der siebente Mai hierfür ausersehen sei. Hoffentlich sei das Wetter schön, meinte Baltasar. Er käme mit Susi.

Danach blieb den Moslerschen nicht viel Raum zur Widerrede. Sie waren schließlich den Schnäpsen zugegan, die Tartar spendierte und vollends, als die Weihnachtslieder erklangen, zu denen Tartar mit tieferer Stimme eine liebliche Fönung beisteuerte, war das sichere Jahr unter Dach und Fach.

„Will denn keiner von euch das väterliche Erbe haben?“ fragte noch der Moslerbauer, und als Melchior sowie Baltasar auf ihre preußischen Aufgaben hinwiesen, strich er vollends die Segel. Tartar hatte gewonnen.

Als Tartar und Kaspar nach dem Fest wieder ihre Wurzelarbeit aufnahmen, bot sich ihnen am Tage vor Silvester eine schaurige Begebenheit im Busch. Dort heulte und schrie jemand und hüpfte in beschwörenden Kreisen abwechselnd auf einem Bein umher. Man konnte deutlich einen Gesang heraushören, ähnlich dem bekannten Wiegenlied: „Hullulu Matullu, mir nähst dir ein Koschullu.“ Als sie nähertraten, um sich zu vergewissern, erkannten sie Bruna, die einen Hexentanz zu veranstalten schien und dabei im Erdreich etwas verscharfte. Nun war es ja seit langem bekannt, daß Bruna vor der Mitwelt allerhand zu ver-

bergen hatte, doch Kaspar interessierte das nicht und Tartar konnte es kaum wissen.

Gleich nach dem Fest der Heiligen drei Könige rüstete Kaspar zum Aufbruch. Die Wurzeln waren auf dem Tragatsch ins väterliche Gehöft geschafft worden. Sie waren in mühsamer Kleinarbeit zerhackt und gegen die Hinterwand des Hauses geschichtet worden. Danach konnte Tartar wieder in Vater Guldas Werkstatt beginnen. Zum Abschied brachte er Kaspar bis zum Walde. Die beiden Männer, die Freunde geworden waren durch ihre harte winterliche Arbeit, küßten sich. Tartar weinte und kam allein betrübt zurück.

Vater Gulda benützt die ruhigen Wochen dazu, den Brautwagen für Sabinchen zu Ende zu zimmern. Ein reichverziertes Gefährt, das er gemeinsam mit Tartar nun mit bunten Mustern bemalte. Indessen herrschte der Fasching und rückte das Datum des Feuerwehballs heran. Das sollte Tartars erstes öffentliches Auftreten mit Sabinchen sein, seit Beschluß des sicheren Jahres. Sabinchen trug ein rotes Samtkleid, darunter vier gestärkte Röcke. Tartar die Feuerwehmannsuniform mit Lederhelm, obendrauf eine blanke funkelnde Messingschiene. Der Magier und seine Kumpane machten die Musik. Ein Tanz wurde eigens zu Sabinchens und Tartars Ehrung geblasen. Das war ein schöner Feuerwehball. Sabinchen konnte ihn ihren Lebtag nicht vergessen.

Etwas später, zu Mariä Lichtmeß, kam ein Brief aus Czernowiß, geschrieben von einem Advokaten,

adressirt an Tartar Bog. Es hieß darin, daß der Drahtbinder Waida im Herbst ausgekundschaftet hätte, Tartar Bog befände sich in Himmelwitz. Behufs dessen und der Papiere, welche der Oberoffizial aus dem Städtchen verlangte, seien einige Kosten entstanden, die Vater Bog in Kalvaryja nicht tragen wolle, im Gegenteil. Vater Bog glaube, sein nichtsnutziger Sohn sei gut bei Kasse, und mache daher Ansprüche geltend gegen ihn, der sich von ihm habe aufziehen lassen, um durchzubrennen, dorthin, wo keine Nichtsteuer existierten, Leute, die mit Spazierstöcken die Luft zerschnitten und mit hohen Hüten auf den Köpfen gut lebten und Gott dem Herrn die Tage stehlen.

Tartar versteckte den Brief, den er leidlich lesen konnte, doch ein jeder wußte, daß er einen Brief bekommen hatte. Sabinchen wünschte ihn zu lesen. Wegen ihres Wunsches wurde er verlegen und das Blut schoß ihm ins Gesicht. Sie lachte laut, als sie dies Advokatengeschreibsel zusammenbuchstabierte, riet Tartar, sich darum nicht weiter mehr zu bekümmern. Vielmehr wolle man in den nächsten Tagen ins Städtchen reisen und beim Oberoffizial nach den Papieren Ausschau halten.

Die Hochzeit

Der heurige Fasching ist dem Kalender nach von keiner langen Dauer, und eines Tages im Februar, als er sich dem Ende zuneigt, setzt Mutter Blondina ihre Gans auf Eier, ein sicheres Zeichen für den Frühling, der sich bald bemerkbar machen wird. Man überdenkt das Notwendigste für die Hochzeit und findet es an der Zeit, Tartars bewußte Heimatpapiere endlich schwarz auf weiß zu besitzen, da Aschermittwoch und die fromme Faste schon bevorsteht und die Zeit mit Eintritt des Frühjahrs rasch abfliehe bis zum Mai.

Tartar war gerade in der Kirche. Er verrichtete seine erste österliche Beichte und kommunizierte im Anschluß daran. Als er heimkam und sich zum Frühstück hinsetzte, begann Vater Gulda von den Papieren. Tartar nickte nur dazu und faute mit vollen Backen und erwiderte in jener knappen Art, die ihn auszeichnete, daß es alsdann wohl das beste wäre, sofort ins Städtchen zu wandern und die Herren auf dem Amt zu fragen. Das könnte er also auf der Stelle besorgen, und folgsam schickte er sich sofort an loszuziehen, ohne erst seinen Fielertagsstaat abzulegen. Im Grunde waren ihm diese Papiere gleichgültig, jedoch Ordnung mußte sein, alsdann war Tartar eben auch für Ordnung. Vater Gulda nun hielt es nicht für ratsam, daß Tartar allein bei der Behörde spräche. Das praktischste wäre wohl, empfahl er, Sabinchen

machte sich mit Tartar auf den Weg. Sabinchen möge dem Beamten gütlich zu verstehen geben, was sich im Mai ereignen sollte. Also am siebenten Mai sei es wohl ausgemachte Sache, wie man wüßte.

Sabinchen war freudig bereit, sich mit Tartar auf den Weg zu machen. Sie strickte an einem Strumpf und die große Wäsche wäre erst übermorgen fällig, meinte sie. Rasch warf sie ihren Arbeitskittel ab, um feierlichen Staat anzulegen und dann wanderte sie mit Tartar gemeinsam in die winterliche Natur von dannen.

Auf den Dächern lag der Schnee und träumte in weisfleuchtenden Häubchen von der Vergänglichkeit. Der Weg war hart gefroren, doch spürte man schon sehr die Vorbereitung der Lüste auf eine andere Zeit, auf jenen ersten Schmelz, welcher dem Frühlingshauch voranzueilen pflegt, um alle Pfade aus dem Dorf in Wasser und Schmutz zu verwandeln.

Auf ihrem Gang durchs Dorf übten die beiden eine strenge Gesittung. Sie war für Augen der Begegnenden gedacht, für die Neugierde all jener, die hinter den Fenstern lauerten. Es war eine Gesittung, welche Vater Gulda und Mutter Blondina auch annahmen und erwarteten, dies um so sicherer, als Tartar heut zur Beicht gewesen war und anschließend den Leib des Herrn empfang, auf daß man glauben konnte, alle bösen Gelüste in ihm seien sicher zurückgedrängt durch gute Vorsätze und eine auferlegte Buße.

Hinter dem Dorf, als die Bäume des Waldes eine Sicht in die Entfernung verschlossen, blieb Tartar mitten auf dem Wege stehen. Seine Augen begannen

zu glühen und zu feuern. Seine Sinne fingen etwas zu sprechen an, wozu sein Mund außerstande war. Ringsumher triefte die winterliche Natur. Auf dem schmalen Anger zwischen dem trüben Wald und dem unter knirschenden Stiefeln quirlenden Element welkte der Schnee und oben am Himmel jagte das Wintergewölk stürmisch dahin, von unsichtbaren und unhörbaren Gewalten davongepeitscht.

Tartar fühlte sich plötzlich mit Sabinchen allein, ganz allein auf der Welt, während ein winterliches Rauschen des Waldes seine Sinne lockte und seine Ohren versponn.

„Wenn wir einen Sohn bekommen, Sabinchen, dann wollen wir ihm einen schönen Namen geben“, sprach er und Sabinchen gab zur Antwort: „Wie redest du denn auf einmal, Tartar. Du warst doch heut zur Beicht.“

Er winkte mit einer Handbewegung ab. „Das ist doch keine Sünde, Sabinchen. Da wir uns doch heiraten wollen, darf ich so reden wie ich rede.“ Tartar umschloß seine Braut mit den Händen und küßte sie. Sabinchens Wangen glühten. Küßig schritten die Liebenden weiter durch den tiefen Wald. Bald wiederholte sich das neckische Spiel der Wandernden, die sich fortwährend liebkosten und plötzlich am Ziel der Wanderung sahen.

Das Städtchen war erreicht.

Nachdem sie den Schalteraum des Bezirksamtes betraten und ein wenig warteten, wurde die Schalterklappe aufgerissen. Der Unteroffizial steckte seinen

Kopf heraus, um in barschem Ton zu fragen, wer noch etwas zu wünschen hätte. Die anderen Anwesenden hatten zu warten, allein Sabinchen und Tartar waren neu hinzugekommen, und die Frage des Unteroffizials richtete sich an sie.

Sabinchen trat mutig vor. Im artigen Deutsch begann sie wegen der bewußten Papiere zu reden. Das hörte der Unteroffizial mit sichtlichem Unwillen und greifbarer Langeweile an, um schließlich, ohne ein Wort der Erwiderung, seinen Schalterkasten wieder zuzuschlagen. Drinnen nun schien er sich mechanisch zu entsinnen, um welchen Vorgang es ging. Man hörte den Namen Bog einige Male sagen.

Dicht hinter Sabinchen stand Tartar in höchster Spannung. Wie ein Säulenheiliger verharrte er auf ein und demselben Fleck. Sein Name wurde hin und her gerufen, er beschäftigte soeben die Behörden intensiv. Es waren sehr gemischte Gefühle, die er in seinem Kopf bewegte und Sabinchen, die sich soeben munter umgeschaut nach ihm, merkte sehr wohl, wie ausdruckslos sein Auge ward, und wie verängstigt, wie leer sein Blick in dieser freudlosen Behörde irrte. „Hast du Angst?“ fragte sie flüsternd. Wie aus einer fernen Abwesenheit geschreckt erwiderte er ein heiteres „Nein.“ Dieses Wort hatte ihm zwischen trockenen Rippen geklebt und sich erst nach sichtlicher Mühe davon gelöst.

Es verstrich eine lange Pause. Endlich riß der Unteroffizial seinen Schalterkasten wieder auf, um auszurufen: „Sache Bogen!“

Niemand von den Wartenden bekannte sich zu dieser verkündeten Sache, woraufhin der Unteroffizial mit unwilligem Gebrumm und mechanisch seinen Schalter wieder zuschlug. Man konnte deutlich hören, wie sehr er sich anschließend über die Beschränktheit des Publikums erregte und die Sache Bogen zum Anlaß nahm, das Volk zu verunglimpfen.

Tartar und Sabinchen waren durch diese lakonisch hingeworfenen zwei Worte aus dem Schalterkasten nur noch unsicherer gemacht. Hatte der Unteroffizial sie gemeint? Sie flüsterten miteinander. Bog war doch nicht Bogen.

Ob Sabinchen es wagen durfte, den Irrtum ausdrücklich aufzuklären? Und schon wieder flog das Schalterfenster auf.

„Sache Bogen! . . . Niemand da? Kreiz Zeifel, Himmel, Türken!“

Sabinchen wagte sich jetzt vor. Sie bekannte sich zu der Sache durch eine Gebärde, jedoch ohne ein Wort der Zustimmung.

„Ja oder Nein“, schrie der Beamte, doch Sabinchen sagte weder ja noch nein.

„Jo warum sogens ka Ton?“ herrschte der Unteroffizial sie an. „Mindestens zwölfmol wurde schon gerufen, Sache Bogen, Sache Bogen. Glaubens, ich hab soviel Zeit parat. Sache Bogen“, schrie er zum Schluß.

„Tartar Bog“, sprach Sabinchen, ihn korrigierend.

„Wos denn. Wos redens do? Bog. Net zu glauben, dieser Widerspruch“, stuzte der Unteroffizial. Aber er

wurde etwas verwirrt und blätterte in seinen Papieren.
„Kruzi Safra. Wie heißens?“

„Sabine Gulda.“

„Woß denn, Sabine, Weibervirtschaft verdamnte. Schlomperci sowas.“ Er schlug das Schalterfenster wieder zu. Für diese Mißstimmung wurde Sabinchen nur noch hoffnungsloser. Sie werden doch Tartar nicht wieder einsperren? Drinnen tobte der Unteroffizial und argumentierte an Hand dieses neuesten Komplexes, der „Sache Bogen“.

So verging eine weitere halbe Stunde, bis der Schalterkasten abermals aufflog und der Unteroffizial wieder ausrief, ob denn in der Sache Bogen immer noch niemand zugegen sei. Da faßte Sabinchen sich endlich ein tapferes Herz. Sie trat dem Schaltergewaltigen entschlossen entgegen und erklärte ihm umständlich, daß es sich um eine Sache Bog handeln müßte. Hier stünde Tartar Bog aus Kalvaryja, das sei ihr Bräutigam und am siebenten Mai soll Hochzeit sein.

„Intressiert mich goarnet“, schrie der Unteroffizial und machte Anstalten seine Klappe von neuem zuzuschlagen. „Bin ich döß Standesamt?“

„Holtamol“, gab er schließlich innehaltend von sich. „Dösdann ist döß der Bogen do?“

Tartar trat vor.

„Wie heißens denn vom Vater her, hä?“ herrschte er Tartar an.

„Tartar Bog“, kam es aus Tartars Munde, mit einer untergründigen, unerforschlichen und sehr gezeigten Tiefe.

„Bog, dös gibbs ja net. Am End seins goar der Bogen. Nu sowas. Jojo. Dös wird er schon sein, jo.“ Der Unteroffizial musterte Tartar und faßte sich besinnend an den Kopf. Er schien sich der Kerkerzene von einstens zu erinnern. „Jo freilich, dös ist er jo, der Schlawiner von dunnemolen“, rief er und schlug schon wieder wie aus purer Freude für seine Erkenntnis den Schalterkasten zu.

Tartar glaubte langsam, daß ihm abermals solch eine Prozedur im Kerker bevorstünde, wie er die beiden verfloffenen erlebte. Er würgte seinen Speichel herunter und überlegte eine Flucht. Sabinchen, die etwas von seiner Unruhe verspürte, faßte ihn am Arm, und hielt ihn vorsichtshalber fest. Es mochte sein, daß er infolge der fortgesetzten Verächtlichmachung durch den Unteroffizial, die sich obendrein und peinlicher Weise im Beisein seiner Braut vollzog, irgendwelche kühnen Pläne gebar oder hegte. Daß er es womöglich unternahm, auf eigene Faust und um Sabinchen gegenüber sein Selbstgefühl zu stärken, etwas gegen den Schaltergewaltigen zu unternehmen, konnte man befürchten. Mit ingrimmiger Verachtung musterte er das berühmte Möbelstück des Schalterkastens, und als der Unteroffizial diese alberne Affenpforte schon wieder mit seinem üblichen Lamento öffnete, fand er sich Tartars wachsender Gestalt gegenüber, einem Gesicht, dessen Ausdruck plötzlich von jener gleichen östlichen

Wildheit besessen zu sein schien, welche den Unteroffizial schon einmal zu einem verworrenen metaphysischen Dialog mit dem Nebenoffizial veranlaßte.

„Ach so . . .“, sprach er, wie aus einem Traumzustand erwachend. „Ihr seid das.“

„Jawoll. Der bin ich“, erwiderte Tartar mit starkem Nachdruck, welcher andeutete, daß er den Kapsus dieses Kerkermeisters überwunden hatte.

„Dalsdann zahlens zehn Kronen Stompiglio“, blabberte der Unteroffizial, und Tartar versetzte ihm langsam: „Jawoll, die zahl ich“, wobei er Geld aus der Tasche zog und auf das Brett hinlegte.

„Dann heißens am End goarnet Bogen?“ fragte der Unteroffizial mit einiger Berücksichtigung der Umstände.

„Nein!“ erwiderte Tartar. Er faßte die Papiere und Urkunden in seine schweren Hände.

Danach ging er mit Sabinchen in Gottes Namen aus dem Amt. Unterwegs begannen sie die Papiere zusammen zu buchstabieren. Tartar hieß gemäß den Kirchenbüchern von Kalvaryja eigentlich „Bogen“, was er gar nicht wußte.

Jedoch schien dies Tartar im Augenblick nicht so sehr zu interessieren. Etwas später auf dem Heimweg, im Walde, begann sein Gesicht wieder zu glühen. Die Augen feuerten. Die Liebenden schritten nebeneinander, ganz allein durch den rauschenden Wald und sprachen kein Wort. In ihnen aber keimte die Zukunft und regte sich die Bestimmung. Die Bäume des Waldes waren von den winterlichen Schnee- und

Regenstürmen blankgewaschen, das Moos und Ge-
sträuch atmete eine Erwartung und eine Ahnung vom
neuen Anbeginn. Alles laufchte dem Frühling ent-
gegen, war aber einstweilen noch ohne ein Gesicht.
Alles war zur Stunde grau und trüb und unwirklich
und zog mit dem Zwieltcht und mit den Düsternheiten
der verstockten Natur die beiden Wanderer hinein in
das werdende Geheimnis.

Es war später Abend geworden, als die Liebenden
heimfanden ins Dorf und verstoßen das elterliche An-
wesen erreichten.

Das ist die Fastenzeit, und in der Natur wiederholt
sich die ewige Wiederkehr des gleichen. Sankt Josef
hat Holz herbeigeschafft. Sancta Maria heizt den
Himmelsofen. Die Lerche bringt ein Hünkchen dieses
Feuers wieder herab zur Erde. Bald zieht der Früh-
ling ein. Das Esterfest wird gefeiert. Jene vierzig
Tage des Arbeitsrausches bis Pfingsten heben an.
Kaspar hat wieder heimgefunden. Maritschka ist durch
Himmelwitz gezogen, und langsam neigt sich der Monat
April seinem Ende zu.

Die Frühjahrsmärkte wurden besucht. In Guldas
Stall kalbte die zweite Kuh. Nun bricht die Pfingst-
woche schon an, und am Sonntag verkündete der
Pfarrer das Aufgebot. Von der Kanzel herab gab er
kund, daß in den Stand der heiligen Ehe einzutreten
gedächten ein gewisser Tartar Bog, Sohn des Ein-
liegers Tartar Bog und dessen Ehefrau Marzana ge-
borene Hrzimnatsky in Kalvaryja in der österreichi-

schen Bukowina, Knecht und Gehilfe auf dem Anwesen des Stellmachermeisters Valentin Gulda sowie dessen Ehefrau Blondina geborene Nosler, und Sabine, Tochter des soeben genannten Ehepaars Elementin Gulda.

Über dieses eindeutige, die Wahrheit klar eröffnende Aufgebot wurde in Himmelwitz sehr viel geredet, denn das Gerede war ja üblich. In der gleichen Fassung las man die amtliche Verkündung auch im Kirchlein von Kalvaryja und auch dort gab es naturgemäß einige Aufregung.

Maritschka war in allen Fragen, die das bevorstehende Ereignis betrafen, eingeweiht und zu Rate gezogen. Sie machte zum Hochzeitsbitter jemanden ausfindig, der davon bestimmt etwas verstand, nämlich den Musikantenbruder Zusammen, welcher zudem gemeinsam mit Bruder Siebenmalseven längst zum Zuten und Blasen engagiert war. Bruder Zusammen kam in einem roten Frack gekleidet, der aus der Garderobe eines adligen Herrn stammte, auf dem Kopf trug er einen grauen englischen Zylinder, gleichfalls besserer Herkunft, daran ein Feldblumensträußchen angeheftet war. In der Hand hielt er den langen Würdenstab, mit vielen Kerben, Klebebildern und Sinnsprüchen umschrieben. In seiner Begleitung war jemand aus der Musikantenschar und spielte auf einer Posaune fromme Lieder. So zog Bruder Zusammen im Auftrage der Brauteltern und des Brautpaares durchs Dorf und in die bezeichneten Häuser, um alles

zur Hochzeit würdig einzuladen, alles, was irgendwie durch Blutsbande und Verschwägerung dazugehörte.

Tartar schaffte an diesem Tage Weizenkorn zur Wassermühle nach Freiheitsau. Dafür bestellte er allerfeinstes Mehl. Dann kam Pfingsten. Das Aufgebot wurde zum zweiten Male wiederholt. Der Kausch der vierzig Arbeitstage war vorüber. Die darauffolgende Woche begannen alle direkten Vorbereitungen, denn eine kurze Zeitspanne der Ruhe zog hierfür ins keimende Land. Der Fleischer kam ins Haus. Jenes Schwein, welches für gewöhnlich im Februar geschlachtet zu werden pflegte und überfettet im Stalle grunzte, wurde nun abgeschlachtet. Am anderen Tage kam noch das Kalb hinzu, welches nun einen Monat alt war. Bratwürste in vielerlei Größe und unglaublicher Unzahl lagen weit und breit in der Werkstelle, deren Fußboden mit Stroh bedeckt war, ansonsten aber fein aufgeräumt als Vorrats- und Futterkammer für die Festlichkeit bestimmt. An praktische Stellmacherarbeit war vor der Hochzeit sowieso nicht mehr zu denken. Maritschka fand sich ein. Sie kam von ihrer Wallfahrt aus Südmähren zurück und blieb gleich da, denn sie war als Küchenälteste ausersehen. Das war am Freitag. Am Sonnabend begann das Kuchenbacken. Es währte den ganzen Tag, zog sich in die Nacht hinaus und wurde am Sonntag fortgesetzt.

Das war der Sonntag des dritten Aufgebotes.

Über Würsten zur Rechten, häufen sich in der Werkstelle die runden Kuchen zur Linken, gleich einer leuchtenden, glitzernden, blühenden Landschaft. Würste

in allen Schattierungen, jene mit Graupen gefüllt, diese mit Fleisch und Blut, Kuchen in linker Reihe, jene mit Mohn und Quark, mit Äpfeln, Birnen und so fort.

Das wäre auch die Zeit und Stunde, da nach alter Überlieferung die Braut Kuchen auszutragen pflegt im Dorf. Sabinchen nimmt den prall gefüllten Henkelkorb und geht in Gottes Namen los. Sie beginnt mit der Austeilung bei den Moslerschen, denen sie neben einem frommen Gruß die Kuchengabe zum herzlichen Geschenk anbietet, bei dieser Gelegenheit die Bitte des Bruders Zusammen ausdrücklich wiederholend, die Moslerschen als Gäste bei der Hochzeit zu sehen. Die Moslersche nun, eine geborene Borzutschka aus dem nahen Polnischen, jene, die es gern gesehen hätte, daß Sabinchen ihren Bruder geehlicht hätte, stemmte die Arme in die Hüften und musterte die Gabe und begann unversehens einen Krach und ein unerwartetes Lamento. Sie packte die Kuchen in die Hände und warf sie Sabinchen vor die Füße. Denn sie wünschte keinen Kuchen und keine sonstigen Gaben aus dem Guldaschen Bettelhause mehr, wo man hergelaufene Knechte aus der Bukowina mit nackten Gliedern zu Schwiegersöhnen erwähle. Aber dort ließe alles barfuß herum in diesem Hause und dies sei dorfbekannt. Haha! Nein! Solch Armeleutekuchen brauche sie nicht. Und sie könne sich Kuchen beim Bäcker in Hülle und Fülle kaufen, Schnecken, Ringeln und allerlei Bobafen. Jaja, Hihih!

Sabinchen schlug während dieser schamlosen Beschimpfung den Korb mit heftiger Entrüstung zu. „Mein Bräutigam ist kein armer Knecht. Er ist ein Bauernsohn und heißt Bogen. Und mein Bruder Kaspar ist ein Heiliger“, erwiderte Sabinchen und verließ das Haus, in welchem man sie so schamlos beleidigte. Sie dachte fortwährend an den angetanen Schimpf und vergaß ihn nicht, aber sie beherrschte sich und redete nicht davon.

Zu Hause war ein seliger Trubel im Gange. Die Vorhochzeit stieg an. Nachdem die kirchliche Vesper verflungen war, fanden sich Dorfburschen ein mit Mund- und Ziehharmonikas, mit allerlei selbstgezim-merten Teufelsinstrumenten, einer Egge als Zimbel, daran viel klirrendes Angebinde aus Feldgeräten und sie krächzten Liebeslieder zu einem verwegenen Takt.

Nich schmärzt aaalläs
Waiß nicht wie
Waiß nicht wie
Wail Sabinchen gäht perdüü
Gäht perdüü.
Ob ich Armster, Schwerbetrüber
Wein bis morgen früh.
Gestern war Sonntaguleinchen
Heute ist Montaguleinchen
Schmerzt mich mein Kopfuleinchen
Das ganze Bochuleinchen.

Da es nicht Sitte ist in Himmelwitz, daß der Bräutigam in diesen Stunden mit der Braut unter

einem Dache wohnt, wurde Tartar nach Freiheitsau umquartiert. Dort kampiert er bei Maritschka. Dort hat er bis auf weiteres zu verbleiben. Diese Anweisung gab ihm Maritschka. Ein wichtiger Brauch kündigte sich damit an, die gegenseitige Kuchengabe. Man brachte den langen Kuchen von der Braut zum Bräutigam.

Der Grenzoftizial wollte diesen Brauch unterbinden. Auf kluge Art von Maritschka beeinflusst, ließ er es sein. Man lud ihn zur Hochzeit ein. Er schmunzelte.

Von Freiheitsau kam danach der Gegengkuchen, welchen Maritschka buk, und den Tartar derart Sabinchen nun als Gegengabe schickte. Das vereinigte alle Beteiligten zu einem Vorschmaus mit Musik.

Montag früh gingen Braut und Bräutigam zur Beicht. Nach der Beicht fanden sie sich gemeinsam zu einem Generalkatechismus in der Sakristei ein, einem religiösen Examen, bei welchem Tartar ausgefragt wurde nach seinem allgemeinen Wissen über Himmel und Erde.

„Wer hat die Erde erschaffen?“ fragte der Pfarrer.

„Unser Herrgott“, erwiderte Tartar.

„Wann wurde Adam erschaffen?“

„Als Gott die Erde erschuf.“

„Aus was wurde Eva gemacht?“

„Aus einer Rippe von Adam.“

„Warum wurden Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben?“

„Weil sie von einem verbotenen Apfel aßen.“

„Warum taten sie das?“

„Weil eine Schlange sie verleitete.“

„Wer war die Braut von Jesus Christus?“

„Die Maria“, sagte Tartar und hatte mit dieser Erwiderung beim Geistlichen verspielt, der eine Prise Schnupftabak nahm und ihm dröhnend nachniefte.

„In Gottes Namen!“

„In Ewigkeit Amen!“

Während des ganzen Montags, der steigend mit festlicher Freude das Guldasche Haus erfüllte, kam im Bezirksstädtchen ein wunderlicher Zigeunermagen an. In diesem Gefährt saßen sieben Männer und vier Frauen. Ihre Tracht war hierzulande unbekannt und vermutlich in weiter Ferne üblich. Das war Tartars unbetene Verwandtschaft auf dem Wege nach Himmelwitz. Die Männer haben ihre würdigen schwarzen Hüte in den Nacken geschoben und stolzieren durch die Straßen des Städtchens, laute Gespräche führend und jede Zivilisation rücksichtslos anrampelnd. Die Frauen, in dunkelsamtenen, reich mit goldenen Bordüren versehenen Röckchen und Miedern gekleidet, tun es den Männern an Unbekümmertheit ähnlich. Jetzt stehen sie alle gemeinsam in einem Haufen vor dem Laden, in welchem Tartar voriges Jahr die Gebetbücher kaufte. Es scheint, als beratschlagte die Gesellschaft einen Kauf und legte sich vorerst einen Schlachtplan zurecht, nach welchem sie am besten vorgehen will. Der erste Mann betritt den Laden. Er beginnt mit einer umständlichen Visitation und Untersuchung aller feilgebotenen Manufakturen, mit dem

Wunsche, einen Pfeifenkopf zu kaufen. Ihm wird ein Karton voll Pfeifenköpfe vorgefetzt, darin er zu wählen und zu mustern beginnt, ohne sich schlüssig werden zu können. Schließlich strömt die ganze übrige Gesellschaft wie auf ein Kommando in den Laden. Es beginnt ein Schwadronieren, ein Feilschen und Unterbieten von unvorstellbar östlicher Natürlichkeit, bis endlich dieser erste Mann seinen Pfeifenkopf erworben hat, nachdem die anderen ihn gründlich untersuchten, darein gepustet haben, gebohrt und gestopft. Mit zufriednem Begrünze zieht der Schwarm aus dem Laden. Später, als diese Bande ihren Wagen besteigt und zum Städtchen hinausrollt, wird sie von einem frenetischen Gelächter befallen. Ein jeder der Männer hat außerdem seinen Pfeifenkopf in der Tasche. Selbst die Frauen bewährten ihre östlichen Tugenden. Diese Schwestern, Schwager und Schwägerinnen von Tartar Vater stahlen nicht schlecht, neben Pfeifenköpfen je einen Rosenkranz, den sie in Himmelwitz weihen zu lassen gedachten.

Am späten Abend langte die wunderliche Gesellschaft in Himmelwitz an, um sich auf die gewohnte Weise zum Hochzeitshause durchzufragen. Die für Himmelwitz ungekannte Buntheit der Fuhre brachte alles vergnügt auf die Beine. Es hieß, Zigeuner seien zur Hochzeit von Sabinchen eingetroffen. Ihr Bräutigam selber wäre auch ein Zigeuner. Die Gesellschaft nun sprang vom Wagen und betrat Guldas Haus, in den Langschäftern breit und selbstsicher über den Hof ausschreitend, mit der Peitsche knallend und eine

überlaute Begrüßung vornehmend. Man hatte allerlei Hochzeitsgaben mitgebracht, nach landesüblicher bukowinischer Sitte, also lebende Hühner, Gänse, Enten, sogar ein lebendes Ferkelchen, obendrein ein ansehnliches Fäßchen voll gesäuertem Kraut, das mächtig roch, dazu die nötige Butter, den Käse, Apfel, Birnen und so weiter. Tartar war nicht zugegen. Er war in Freiheitsau und sollte erst morgen früh, nachdem der Gästezug ihn an der Grenze abgeholt, im Dorf erscheinen. Seine ungeladene Kameradschaft nun wurde in Ermangelung von Betten angewiesen, sich im Stroh der Scheune zu etablieren und sie tat es auch. Die ganze Nacht herrschte in der Scheune ein absonderliches Gegrünze vor, ein Schnarchen, als bliese der Ostwind aus allen Registern. Beim ersten Hähnefrähen aber waren die Schnarcher schon auf den Beinen, sie begannen im Dorf umherzuziehen, die Häuser und Anwesen von Himmelwitz kritisch zu mustern und sich aufzuhalten, wie sehr verändert und wie gänzlich anders die Welt von Himmelwitz aussähe im Gegensatz zu Kalvaryja. Besonderen Eindruck machte auf sie die Nähe der preußischen Grenze. Preußen wollten sie gern gesehen haben.

Wo denn Tartar stecke?

Drüben in Preußen, sagte man und erklärte ihnen den Umstand. Sie bewunderten ihn. Sie begriffen alles und machten sich sofort auf den Weg gegen Preußen. Da sie aber fremd waren, blieb ihnen die Grenze verschlossen. Sie mußten hübsch warten, bis der Zug, voran die Musik mit einem kräftigen Kadezky-

marsch, ankam. Als sie des Bräutigams ansichtig wurden, begannen sie ein wildes Steppengeheul und waren nicht zurückzuhaiten. Sie stürmten die Schranken, kletterten hinüber und fielen Tartar um den Hals.

Tartar schien weniger erbaut von dieser netten Überraschung. Denn es war schon so, daß er an die väterliche Verfluchung dachte und entwachsen war all jenen Würdelosigkeiten der Daseinsverhältnisse von Kalvaryja. Hier nun gewann er eine eigene Grundstellung zum Sittengesetz. Er wußte um die Würde des Menschen. Die Sippe kam an, um Anteil zu nehmen an irdischen Gütern, welche vermeintlich ihm zugeflossen seien. Sie überschätzte seine materielle Lage und berief sich auf seine Blutsverwandschaft. Bruder Siebenmalsieben, Bruder Zusammen und deren blasende Musikantenkumpanei setzte sich allsobald in Gang, und mit einem tollen Trubel langte der Zug in Himmelwitz an.

Die Sonne schien kräftig vom Himmel herab. Es war etwa neun Uhr, als man vor dem Hochzeitshause anlangte, unterwegs von Bettlern mit allerlei Barrieraden aufgehalten, zum Zweck, ein jedes Mal den Tribut zu entrichten. Unweit vom Hochzeitshause trat Bruna vor. Sie ritt auf einem langen Besen, der als Schranke vorgestellt war, über den Weg. Als sie Bruder Zusammen erblickte, sicherte und brummelte und spuckte und forderte sie geheimnisvoll von Tartar den Betteltribut.

Und nun begann der Höhepunkt des Einzuges. Das Hochzeitshaus war in Sicht. Hier hatten sich einige

vermummte Gestalten postiert, um in romantischen Verkleidungen Wache am Hofstor mit Äxten und Beilen zu halten und dem Zug jeglichen Eingang zu versperren. Auf einer Verbotstafel standen allerlei Behördenzitate und Verbote in launiger Umschreibung. Ein Vermummter stellte die Frage, was diese östlichen Räuber hier zu suchen hätten in einem, bisher von Diebstahl und Räuberei verschonten Anwesen des biederen deutschen Mannes Gulda.

Dieser humorigen Bloßstellung widersprach Bruder Siebenmalseven im Namen der Zukunft der K. u. K. Monarchie. Man möge sich doch erst die Angeklagten ansehen, bevor man sie einen Kopf kürzer zu machen verspräche.

„Ach, ach“, meinte der Vermummte. Man wüßte zu genau, um was es gehe. Es gehe um die östliche Freundschaft, aber hier sei ein überfettes Schwein geschlachtet worden, dazu ein Kalb und eine Unmenge von Geflügel. Und hier sei Osterreich, ein wohlhabendes Land. Darauf hätten es die Preußen, die Russen und böhmischen Musikanten abgesehen, mit samt ihren Mitläufern.

Dem sei keineswegs so, widersprach der Bruder Siebenmalseven. Er wüßte in der Politik auch gut Bescheid und man habe sich vorsichtshalber schon einige Schmalzstullen mitgebracht. Die Konferenz könne also beginnen, und bestechen lasse man sich nicht. Schließlich kam Maritschka mit einem Lamento aus dem Hause heraus. Sie veranstaltete ein freischendes Geschrei und schimpfte den Bräutigam aus, mit dem

sie manche schöne Stunde verbracht haben wollte und der sie nun im Stiche ließe.

Maria Theresia sei schon viele hundert Jahre tot, rief Siebenmalseven, und das Stimmengewirr verwirrte den Zank. Schließlich wurde die Schranke gehoben, denn die Zeit drängte. Im Hausflur wartete die geschmückte Braut, sie trug ein Kleid in bäuerlichem Schnitt mit Rock und Jacke aus blauem Sammet, darunter vier weitere gestärkte Röcke, einen Myrtenkranz im Haar. Die umstehenden Frauen weinten bei ihrem Anblick. Tartar erreichte den Hauseingang, er wurde von Maritscha an die Hand genommen und seiner wartenden Braut zugeführt. Beide knieten auf der Schwelle hin. Vater Gulda und Mutter Blondina traten aus der guten Stube. Sie segneten das Brautpaar aus einem dargereichten Fäßchen geweihten Wassers, in welches sie die Finger tupften, um mit den Händen das Kreuzzeichen gegen die Knienden zu verrichten. Vater Bog tat es anschließend ebenso. Das Brautpaar bat die Eltern um Verzeihung für alle angetanen Mißtheligkeiten des ganzen Lebens. Tartar umarmte seinen Vater und brach dabei in heftige Tränen aus, was zur Folge hatte, daß die anderen Bukowiner auch laut zu weinen anhuben. Alle sonstigen Männer rauchten Zigarren, und endlich nach jeglichem Zeremoniell stürmten sie in die gute Stube, wo die weißgedeckte Tafel ihrer harrete. Sie griffen nach den dargebotenen Speisen. Bratwürste häuften sich in großen Pfannen auf dem Tisch. Daneben türmten sich die Kuchen. In bauchigen

Kannen stand der heiße Kaffee bereit. Die Gäste vergnügten sich an den Speisen, indes vom Kirchturm her ein Glöcklein munter zu rufen begann. Es war Zeit, zum kirchlichen Trauungsakt aufzubrechen, denn die zehnte Stunde nahte heran. Die Musik formierte sich. Mit dem Hohenfriedberger Marsch ging es los. Die Himmelwitzer bildeten Spalier, und in das Spalier flogen ganze Bürden voll Kuchen, Gaben des Hochzeitshauses an das Dorf. In der Mitte des Zuges fuhr der Festwagen, von vier Pferden gezogen, darinnen saß das Brautpaar kreuzweise mit dem Kranzelpaar. Der Wagen war mit Blumengewinden schier überdeckt und seine bemalte Buntheit lockte verstoßen daraus, insbesondere das Signum des Reichsadlers mit den zwei Köpfen.

Während des Trauungsaktes und des Empfanges der Sakramente sang die Hochzeitsgemeinde auf Maritschkas Wunsch das bekannte Lied:

Aber die Berge schallt
Süßlich durch Flur und Wald
Glöcklein dein Gruß . . .

Nach der Zelebration eines großen Segens ging der Zug, mit munteren Marschweisen angefeuert, zum Frühstück. Kaspar trug seine Kutte, an den Füßen die Sandalen, so wie sein Gelübde es ihm vorschrieb. Melchior war mit Sußl aus Preußen da. Baltasar dagegen war allein. Er und Kaspar gingen miteinander.

Gleich nach dem Frühstück ging es in den Tanzsaal, wo die Musikanten schon ihre Instrumente stimmten, und bald schmettert die erste Polka durch den Raum.

„Es sorgte sich die Hanne
Um ihre zwölf Galane.“

Gegen vier Uhr schickte Maritschka ihre Sendboten aus auf den Tanzboden. Man möge die Hopserei und das Geschwätze unterbrechen und zum großen Festessen erscheinen. Wieder formierte Bruder Siebenmalsieben seine Musikanten vor der Kneipe, und in losen Haufen, unterdessen über der Dorfstraße weiter hopsend und sich lustig ergehend, ging es ins Hochzeitshaus.

Die Festtafel war im Freien aufgeschlagen. Unter den alten rauschenden Linden auf dem historischen Platz vor der Stellmacherei, inmitten aller veteranen Wagen und Gestelle, die zum Teil als Sitzgelegenheit erkoren waren. Das Brautpaar selbst war auf sinnige Weise in jenen alten Wagen gesetzt, in welchem ansonsten Maritschka auf ihren Wallfahrten zu kampieren pflegte, im Wagen aus den schönen Zeiten Maria Theresias. Die Musik nahm in der Werkstatt Platz. Das Dorf, die vielen Zaungäste saßen auf den umliegenden Hügeln, auf den Zäunen. Die Jugend in den Lindenkronen und die Bettler aufgedrängt im Hochzeitshause selbst, bis auf den Dachboden. Die Sonne, die auch zu Gaste war, stand noch ziemlich hoch am Himmel, als der Schmaus seinen Anfang nahm. Er wurde vom Bruder Siebenmalsieben mit

einem Solo auf der Trompete wehmütig angeblasen, dem Solo des Liedes:

Wohin seid ihr verflossen,
Meine jungen Jahre?

Nach diesem Lied, in das alle Anwesenden mitsamt den Zaungästen einstimmten, folgte der erste Speisengang, bestehend aus Hühnersuppe und Gulasch. Danach in unzähliger Auswahl allerlei Karbonaden, Braten, Kompotte, Appetitbrötchen und Obst. Zwischendurch die Schnäpse. Und an allen Darreichungen ohne viel Unterschied die Zaungäste bedacht.

Nachdem die Musik sich reichlich gestärkt und immer wieder zum Ergötzen der Gesellschaft mit wehmütigen Liederweisen eingeschaltet hatte, gebot ihr Bruder Siebenmalseven eine Pause, die er zu einem Solovortrag benutzte. Das war sein altes Hochzeitsprivilegium. Es begann mit einem Spottlied des Ackerknechtes auf seinen bäuerlichen Herrn, einem Lied von vierundzwanzig Strophen, worin die allergeringsten Schwächen des Bauernpaares breit und humorig ausgelegt und zur öffentlichen Kenntnis gebracht wurden. Nach diesem sozialen Erguß blies wieder die Musik, und danach vollendete Bruder Siebenmalseven seine Conference mit einem Epos von über hundert Strophen, darin die einzelnen Dorfbewohner und Honoratioren mit Namen genannt vorkamen, launig porträtiert zum allseitigen Gelächter.

Und wieder fangen die Schmausenden, worein sich
die Zaungäste mischten:

W e r b u n g

Mädel reich mir einen Trunk,
Mein Pferd ist zahm und ich bin jung.
Mädel, bitte komm zu mir,
Das Bächlein rauscht durch Blumenzier.

Bin noch klein und noch zu schwach,
Um zu schöpfen aus dem Bach.
Deinem Pferdchen trau ich nicht,
Denn sein Fell der Hafer sticht.

Überm Bächlein Rosen blüh'n,
Mädel lasse mich nicht zieh'n.
Kote Rosen pflück ich dir,
Schenk mir einen Kuß dafür.

Nein, o Reiter, ziehe fort,
Such dein Glück am andern Ort.
Wenn dein Pferdchen mich zerstampft,
Meine Mutter packt der Krampf.

Mädel, sprich nicht so zu mir,
Laß mich wandern nur mit dir.
Ach, was kümmert dich die Welt,
Unfre Sach' wird gut bestellt.

Ach, die Welt kümmert mich nicht,
Nur mein Herz im Leibe sticht.
Ziehe fort, es kann nicht sein,
Bin ein armes Mägdelein.

Die Sonne verließ die festliche Stätte, über welche schon wieder ein flotter Marsch geschmettert wurde. Die Schmaufenden hatten sich sattgegessen. Sie tröpfelten ab ins Dorf, begaben sich in ihre Häuser, um einen üblichen Toilettewechsel vorzunehmen. Die Männer zogen den steifen Gehrock aus und alte Trachtenjacken aus den Schränken an. Die Frauen ihre prächtigen Brusttücher an Stelle der seidenen Kirchenkleidung.

Bei Eintritt der Dunkelheit füllte sich der Tanzboden stark mit Zuschauern, die den jetzt anhebenden Teil des Festes als ihr Vorrecht benutzten, um sich auszutanzten. Und sie sangen auch schon:

M ü c k e n h o c h z e i t

Mücken hatten hohe Zeit, hm hm hohe Zeit,
 Alles war zum Fest bereit, hm hm Fest bereit.
 Fliege schleppt das Brot herbei, hm hm Brot herbei,
 Käfer kocht Kartoffelbrei, hm hm Kartoffelbrei.
 Fliege hat auch Wein geklaut, hm hm Wein geklaut,
 Eine Bowle draus gebraut, hm hm draus gebraut.
 Diese Bowle schmeckt ganz nett, hm hm schmeckt
 ganz nett,
 Doch die Fliege liegt im Bett, hm hm liegt im Bett.
 Bei der Massentänzerei, hm hm Tänzerei,
 Gibt es eine Prügelei, hm hm Prügelei.
 Und die ganze Mückenschar, hm hm Mückenschar,
 Kriegt sich heftig in die Haar, hm hm in die Haar.

Nun ist Mücke mausetot, hm hm mausetot,
Seine alte schreit nach Brot, hm hm schreit nach
Brot.

Mücken hatten hohe Zeit, hm hm hohe Zeit,
Schlugen sich die Köpfe breit, hm hm Köpfe breit.

Drahtbinderlied

Drahtbinder geht auf der Gäß,
Katharina plitschenaß
Immer hinterdrein.
Drahtbinder, so komm schon mit,
Her den Draht und her den Kitt,
Alle Töpfe sind zerbrochen
Und die Bäuerin liegt in Wochen.
Drahtbinder, so komm schon mit.

Wiegenlied für einen Uhu

Hä!

Vater nicht zu Haus.
Und das arme kleine meine
Vöglein frißt die Laus.

Wiegenlied für eine Ente

Ente kriecht auf einen Baum,
Das ist drollig anzuschau'n,
Ente bricht sich dabei was,
Ente beißt ins grüne Gras.

Wiegenlied für einen Wassertopf

Bartholomä, Nachttopf, äh, äh,
Aufgepäppelt Bartholomä in der Hundebude,
In der Hundebude,
In der Hundebude,
Hullullu lu.

Gegen Mitternacht stieg die feierliche Einbringung und Häubung der Braut durch die Frauen. Mit Gruppentänzen und Polonaisen wurde Sabinchen in ihre Würde einvernommen.

Danach entfesselte sich der angestaute Kausch zur orgiastischen Betörung. Die Bukowiner insbesondere jaulten und grunzten. Mit den Hüten im Nacken sprangen sie mit den Weibern herum. Sie betrachteten die Tanzfläche als ihr Eigentum, und es kam darum zu beängstigenden Anrempelungen.

Die Bukowiner wetteten und gaben an. Sie wollten die Dummen verglasen und proßten imstande zu sein, ohne Papiere Preußens Boden betreten zu dürfen, wann sie es immer wollten, weil sie Preußen bewunderten. Sie proßten und gaben an und brachten den Grenzoffizial auf den Plan, der sich eiligst davonmachte, um seinen Grenzübergang gegen jede Übergraschung zu schützen.

Die trunkenen Bukowiner hielten an ihrer Bette fest.

Schon bewegten sie sich der Grenze zu. Es entstand eine Schießerei, an welcher auch der Waldläufer sich beteiligte. Die Preußen aus Freiheitsau ebenso. Alle gemeinsam schützten sie ihre Interessen gegen

einige wildtrunkene Bukowiner, welche die landläufige Ordnung gefährdeten. Den Preußen insbesondere wollte es durchaus nicht gefallen, daß jemand so ohne weiteres ihren Boden betreten wollte, selbst wenn es ihnen sichtlich schmeichelte, weil es aus östlicher, bukowinischer Bewunderung geschah.

Alle Bukowiner, auch ihre Frauen, wurden daher im Morgengrauen ins Städtchen geschafft und im Offizial eingekerkert.

Die Frauen jammerten. Sie hätten sich Rosenkränze beim Himmelwitzer Pfarrer weihen lassen, die müßten abgeholt werden. Es waren jene gestohlenen Rosenkränze, aber das Lamento nutzte ihnen nichts. Sie saßen im Kerker und wurden im Laufe des anderen Tages dem Oberoffizial vorgeführt.

Auf dessen Tisch lagen einige Indizien, ein toter Hund, ein Auge, ein Zahn, Kleiderreste, zerbeulte Hüte und dergleichen. „Ist das Euer Hund?“ fragte der Oberoffizial zum Waldläufer und Grenzzoffizial gewendet.

„Zu Befehl, Gnädiger Herr Oberoffizial, jawohl, es ist mein Hund. Man hat mir ihn heut auf Nachtpatrouille erwürgt“, sprach der Grenzzoffizial.

„Sehr delikat“, hüstelt der Oberoffizial. Seinem Nebenoffizial zugewendet: „So schreib Er mal.“

„Verhandelt. Am zehnten Mai Anno Domini Eintausendacht Hundertachtzig und zwey . . .“

Das Protokoll währte viele Stunden, und in Sachen des Auges wurde der Bezirksarzt zugezogen.

„Herr Bezirksmedikus, so sag Er mir sein Kriterium zu diesem Fund“, spricht der Oberoffizial und deutet auf die blutige Masse.

Der Arzt schaut näher hin, um sich zu entsetzen: „Bei meiner Seel, Herr Oberoffizial. Ein Bulbus oculi! Mein Gott. Was für ein Malheur!“

„Er nimmt es auf Seinen Eid und sagt, das sei ein menschliches Auge?“

„Alleweil, Herr Oberoffizial. Schauns. Dös ist weit koomplizierter als domols der andere Koompleeeg. Dingsdo mit der Katalepsie. Schauns! Durch diese dunkle Umkleidung, die dem künstlichen Apparat einer camera obscura ähnlich ist, wird diffuse Lichtzerstreuung im Augeninnern verhindert. Zwischen der Aderhaut und der gläsernen Feuchtigkeit liegt eine feine, zarte, durchsichtige Haut, die Netzhaut, eine Ausbreitung des Sehnerv, der auf der Rückwand in das Auge etwas von der Seite eintritt und mit dem Gehirn in Verbindung steht“, erläuterte der Medikus. „Mein Komplimeent. Herr Oberoffizial wissens. Allemool. Jaja net woahr ... Schauns. Um mit gleicher Schärfe in der Nähe wie in der Ferne sehen zu können, besitzt das Auge die Fähigkeit, sich für die verschiedenen Entfernungen der Objekte zu akkomodieren, jo ... net ...“ „Zu akkomodieren, Kompliment, Herr Oberoffizial.“ „Also bei Tieren, ... jo ... do is dös einfacher. Noch einfacher is dös bei dem G'würm. Bei den Spinnen, Insekten, Mollusken, Wirbeltieren und dergleichen. Zwar sind sie im großen ganzen nach dem Plan des menschlichen Auges gebaut, stellen also

auch eine Art camera obscura dar. Oh Pardon ... Herr Oberoffizial."

Bis hierher war das Protokoll refognoszierend und fachverständlich gediehen. Da klopfte der Unteroffizial an die Tür, trat ein, um zu vermelden, daß die Inhaftierten zur Stelle seien.

Die Hände in schwere Eisen gelegt, traten sieben stark mitgenommene Männer und vier Frauen auf. Das Gesicht des ersten war stark angeschwollen. Die Vorderzähne fehlten. Sein Gebiß klappte aus halb-offenem, hilflosem Munde. Das Gesicht des zweiten war über und über besprenkelt mit Schrotbrocken aus einer Jagdbüchse. Der Gnädige Oberoffizial hüstelte. Nebensächlich und oberflächlich streifte sein Blick das klägliche zusammengeschlagene Häuflein, um sogleich mit dem Verhör zu beginnen.

"Wer von Euch hat den Hund des Grenzoffizial erwürgt?"

Alle schwiegen.

"Was soll diese bodenlose Impertinenz?" zürnte der Oberoffizial und wiederholte seine Frage: "Wer von Euch, Creatüres, hat den Hund erwürgt?"

Fortgesetztes Schweigen der Männer bewies ihm, daß er in dieser Richtung nicht vorwärtstame. Jetzt bat er den Bezirksphysikus um den Zahn. Dieser hob ihn behutsam zwischen den Fingerspitzen dem Oberoffizial entgegen.

"Ist das Euer Zahn, Einlieger Tartar Bog?" forschte er.

Aber auch hierauf erfolgte keine Antwort. Der Medikus wurde gebeten, sachverständig zu gutachten.

„Olsdunn, jo net, Herr Oberoffizial. Dös do wär eine Johnkron. Schauns. Jeder John besteht aus der Zahnkron, die aus dem Zahnfleisch frei in die Mundhöhlen hervorragt. Der Meeensch . . . Herr Oberoffizial, olsdunn dör Meeensch . . . netwohr, dör hat zweiunddreißig Zähn'. Entwicklungsgeschichtlich gehören sie den Verdauungsorganen oan. Werden leider Gottes aber meist zu den Knochen gerechnet. Jo . . . net . . .“

Diese lexikalen Ausführungen des Medikus führten längst zu nichts. Der Oberoffizial unterbrach, um sofort auf das Wesentliche zu stoßen. „Ist das hier nun ein Zahn der pp. Creatüre, Tartar Bog, Herr Bezirksphysikus?“

„Schauns, Herr Oberoffizial. Mein Kompliment, oh Pardon. Dös kann mon net so freiweg gutachten. Jo . . . net . . . Dös müßt man progressiv. Ich mein holt, progressiv, unter die Lupe ausbreiten. Dalsdann, wenn man mich geradezu fragte, ich tät freiweg sagen: ‚Ne.‘“

„Herr Bezirksphysikus, Sie sehen doch aber, daß der pp. Creatüre die Vorderzähne fehlen“, stellte der Oberoffizial protestierend und sehr erregt fest.

„Hoitentogs, Herr Oberoffizial. Ne, dös kann mon net behaupten. Dös muß erst gründlich studiert sein. Net woahr.“

„Wir wollen in den Recherches fortfahren“, bestimmte der Gnädige und befahl dem zweiten Ge-

fangen, vorzutreten und sich den Verband vom Kopfe abzunehmen. Dieser tat es nicht. Vollkommen unbeweglich stand er da und schien, soweit seine Wunde es zuließ, den Kopf verneinend zu schütteln.

„Unteroffizial, so nehme Er der Creatüre den Verband ab“, befahl der Oberoffizial.

„Das müßte oalsdann von Rechts wegen ein Experte tun“, meldete sich der Bezirksphysikus mit seinen Kompetenzen an.

Der Unteroffizial hatte die Arme zum Kopfe des Verwundeten erhoben, wagte aber nicht, dessen Kopf anzurühren und war unschlüssig. Der Verwundete wimmerte einschneidend und herzerweichend. Da nun der Medikus dem Unteroffizial abgewehrt hatte und selbst den Versuch unternahm, wich der Verwundete zurück.

„Ich brauch ja keinän Doktor. Bin ja kerngesund und muntär wie ein Fisch“, sprach er abwehrend.

„Wir werden uns nicht lange aufhalten und ärgern“, setzte der Oberoffizial hinzu. „Da liegt doch zweifellos sein Auge?“ Das waren des Oberoffizials Worte, mit gehobener, gebietender Stimme gesprochen.

„Njä, Panjä Gnädiger. Das ist nicht mein Auge.

„Hab ja mein Augä sowieso im Kopfä“, widerstrebte der Häftling.

„Was simulierett Er? Man versteht ja kaum ein Wort von dem, was Er da zusammen lügt. Er wird sich sofort mit dem Bezirksphysikus fortbegeben. Und sein Kopf wird gründlich untersucht. Hat Er verstanden?“

„Hab ja mein Augä sowieso im Kopfä“, widerstrebte der Verwundete.

„Das wird sich alles finden“, meinte der Oberoffizial drohend. Er war auf die Verbalinjurie nicht eingegangen. „Wenn Er den Verband nicht abnehmen will, muß Er mit dem Bezirksphysikus gehen. Dieser wird alles genau nachsehen und gründlich untersuchen.“

„Brauch ja nicht mit dem Physikus zu gehen. Hab ja sowieso mein Augä drin im Kopfä“, behauptete der Verwundete von neuem.

„Das wird sich erst finden, das wird sich erst finden“, drohte ihm der Oberoffizial und stellte eine neue Frage: „Zu was hat Er alsdann den Kopf so pompös verbunden?“

„Waiß ja nicht, was ist das so pompös“, gab der Angeredete prompt zurück. „Wir wollten uns Preußen ansehen. Gutturäs Land. Särr scheenäs Land.“

„Creatüre macht sich lustig über uns! Unteroffizial, führe Er das ordinäre Volk ab.“

„Hab ja Schmerzän wegen dem Bettär. Ist ja schlechtes Bettär im Frühling. Soll man da keinä Kopfschmerzen haben. Panje Gnädiger. Wir wollten uns Preußen ansehen. Gutturäs Land, särr scheenäs Land. Waiß ja nicht was ist pompös.“

Peinlich berührt und sehr betreten empfahl sich nach dem Abtransport der Inhaftierten auch der Medikus. Er hatte noch eine Bitte an den Oberoffizial, nämlich das Auge mitnehmen zu dürfen, um es in Spiritus zu legen und zu studieren.

Dahin legt er diese Säkalie in eine Glaskugel, stellt die Kugel auf ein kleines Tischchen. Das Tischchen schwankt. Grünlich schillert in dem Glasbehälter das Auge, und schweigt.

Inzwischen ist es spät geworden. Der Medikus hat es sehr eilig. Er kramt und sucht etwas. Wo steckt denn wieder einmal seine Flöte? Bald wird der Apotheker mit dem Cello eintreffen. Der Medikus dagegen kramt immer noch und sucht seine Flöte. Die anderen beiden der Quartettgemeinschaft, der Administrator und der Praktikant, tremolieren schon im Nebenraum. Heut ist doch Generalprobe zum zehnjährigen Jubiläum des Bestehens des Deutschen Schulvereins.

„Nu so was! Alsdann, wo steckt denn wieder meine Flöte?“ Der Medikus murmelt es für sich. Während er zwischen Reagensgläsern und Phiolen sucht, zwischen Scheren, Pinzetten und Medikamenten, klopft es an die Tür. Der Apotheker tritt ein.

„Nu so was. Servus, Herr Apotheker!“

„Was ist denn, verehrungswürdiger Herr Medikus! Wir müssen doch gleich anfangen mit unserem Quartett.“

„Verehrungswürdiger Herr Apotheker. Wie können wir denn anfangen, wenn meine Flöte net do ist. Konn mon do was mochn?“

Argerlich nickt der Apotheker. „Ich sag ja immer, Sachen passieren in unserer Monarchie! Sachen . . . Danke schön.“

„Was denn für Sochn?“ fragt stereotyp der Medikus.

„Die Domestiken werden intellektuell“, antwortet der Apotheker. „Wir haben in Prag eine Alchimie.“

„Eine was?“

„Domestikenalchimie.“

„Nu so was.“

„Also ich sag Ihnen. Domestiken stehlen herrschaftlichen Wein. Berauschen sich und wollen Böhmen erlösen.“

„Nu so was.“

„Jawoll. So was! Im heiligen römischen Reich. Im Raum unserer ehrwürdigen Karolinger und Hohenstaufen.“

„Was redens do, Herr Apothekarus?“

„Humanismus rede ich.“

„Von was redens denn immerzu. Versteh keen Wort.“

„Von was ich red. Ja mei . . .“

„Nu, so redens doch.“

„Alsdann, die hoben sich mit der ganzen Prager Wissenschaft übernommen. Die Schlawiner do. Diese Panflawisten.“

„Was ist denn dös?“

„Ein Panflawismus sag ich Ihnen, der sich gewaschen hot.“

„Nuzt mir dös? Wo ich doch meine Flöte brauchen tu.“

„Jaja. Und dabei wird es immer später.“

„Momentchen . . . Momentchen. Dös hamer gleich.“

„Ich sog ja. Sachen passieren in der Monarchie. Sachen! Ha!“

„Nedens ka dummes Zeug, Herr Apothekarus, von die Schlamminer do. Habt Ihr meine Flöte net gesehn?“

„Wie soll ich Eure Flöte gesehen haben. Ich bitte Sie. Verehrungswürdiger Herr Medikus. Logik.“

„Mußt mir wos, so eine kreizverdommte Logik! Herr Apothekarus. Meine Flöt' brauch ich.“

„Und dabei wird es immer später, Herr Medikus.“

„Dös hob'n wir gleich, Romeentchen, Romeentchen.“

„Ich sag ja. Sachen passieren in unserer K. u. K. Monarchie.“

„Wos gehts mich an. Hobt Ihr meine ersten Flöten net gesehn?“

Jetzt wird der Apothekarus verzweifelt lustig und beginnt zu deklamieren.

„Wozu deklamierens, verehrungswürdiger Herr Apothekarus?“

„Muß man schließlich in der Zwischenzeit nicht auch noch was tun wegen Ihrer kreuzverdammten Flöten? Ha! . . . Dafür ist mir auch alle Freud entrisen, / Bilde mir nicht ein, was Rechtes zu wissen, / Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, / Die Menschen zu bessern und zu befehren! / Auch habe ich weder Gut noch Geld / Noch Ehr und Herrlichkeit der Welt. / Darum hab ich mich der Magie ergeben. / . . .“

„Der Moogi . . . Herr Apothekarus? Mochens ka Wiße. Also do steckt dös verhexte Instrument. Diese verflixten Weiber. So eine gottverdamnte Zucht. Von morgen ab moch ich mir mein Laboratorium selber in Ordnung. Brauch keine Weiber dazu“, schwadronierte der Medikus und holt, auf allen Vieren kriechend,

seine Flöte hinter dem wackelnden Tischchen hervor. Dabei stößt er unglücklicherweise mit dem Kopf gegen das wackelnde Tischchen, das Tischchen kippt. Der Glasballon darauf stülpt um, flirrt und zerschellt auf dem Schädel des Arztes. Die Flüssigkeit ergießt sich über ihn. Das Auge glitscht daraus, springt mit quallig klapsendem Laut auf den Stirnknochen des Medikus und klebt daran, gleich einer gasrigen Kröte.

„Herrjehmineh! Verehrungswürdiger Herr Medikus. Was ist Ihnen da grad passiert! Ich sag ja! Sachen passieren in unserer Monarchie! Sachen! Herrjehmineh. Unser Quartett wird heut nichts mehr. Es ist bald Mitternacht.“ So jammert der Apotheker.

„Malheur, Malheur . . . Pardon, Pardon . . .“ ruft der Medikus dazwischen. „Gottverdammte Zucht. Sowaß.“

„Und es wird immer später“, der Apotheker.

„Alsdann moehens wos dagegen“, resigniert der Medikus und wischt sich die klebrige Augenmasse mit dem Handrücken vom Stirnknochen. „Gottverdammte Fäkalie. Er pußt die klebrigen Finger am Frack und prüft die Flöte auf ihre Intaktheit. „In Ordnung. Alsdann gehen wir endlich.“

Reste der Fäkalie kleben an den Scherben des Spiritusballons und stieren unheimlich im Raum.

„Müßt Euch wohl erst waschen, verehrungswürdiger Herr Medikus.“

„Muß ich dos? Gottverdammte Fäkalie! Alsdann tu ichs gleich. Nu sowaß“, brummt er und legt die Flöte beiseite, um sich zu waschen. „So een Kleister!“

Den ganzen Froch hob ich mir bekleckert", vermerkt er noch.

Da wird der Apotheker melancholisch. Er schweift vom Thema ab ins Universale. „Ich sag ja. Sieben Naturen hat der Mensch. Sechs und eine. Und diese eine ist die Natur seiner Ganzheit. Sechs und sechs und eins ist dreizehn. Die Unglückszahl. Jesus hatte zwölf Apostel. Er war der Dreizehnte. Ergo mußte ein Unglück geschehen.“

„Mein Frack ist futsch. Alsdann mochen's was dagegen, gottverfluchte Fäkalie“, redet der Medikus weiter vor sich hin, ohne hinzuhören.

„Verehrungswürdiger Herr Medikus! Begreift Ihr mich immer noch nicht? Erde, Sonne, Mond, Sterne, Meer sind das Universum.“

„Nu wär ich sauber gewaschen, verehrungswürdiger Herr Apothekarus. Alsdann gehen wir“, sagt der Medikus schließlich und klemmt seine Flöte unter den Arm. Der Apotheker jedoch ist im besten Eifer. „Beim Kosmos waren wir stehengeblieben. Von da aus geht es.“ In der Tür noch hält er den Medikus am Arm fest. „Wo waren wir stehengeblieben. Ach ja . . . beim Kosmos. Ich sag ja . . . Sachen sind das . . . Sachen . . . Teilt doch diese Kreatur den Kosmos in drei Teile. Erbärmlich und nichtwissend, wie sie nun mal ist. Und vergißt dabei, daß an einem Wendepunkt der Zeile plötzlich viere sind. Wann das war, werden wir nie erfahren. Ich behaupte fest und steif nie. Niemals! . . . Herr Me . . .“

„Was ist dös für eine Kreatur mit dem gottverdamnten Kosmos?“

„Herrjemineh. Der Mänsch!“

„Alsdann, gehn wir rasch.“

„Halt, halt“, rief der Apotheker. „Jetzt wären wir nämlich bei den vier Winden angekommen. Bei den vier kosmischen Naturen. Cholerisch, Sanguinisch, Melancholisch, Phlegmatisch. Heureka! Dazu Marcus, Mathäus, Lucas, Johannes . . .“ Der Apotheker geriet ins deklamatorische Delirium.

„Moomentchen, Moomentchen! Holtens an bisserl den Atem an, verehrungswürdiger Herr Apothekarus. Mit solcher Apokalypsen lassens mich in Ruh. Longwoilige Kabbala, sowas. Die wo mein Großvater selig auswendig viel besser deklamiert“, sprach der Medikus und winkte allen weiteren Ergießungen des Apothekers ab. „Musik ist alles“, rief er, „weiter nix. Do koan mon holt nix moachen.“

Sie traten in den Nebenraum und ihr metaphysisches Gespräch hatte ein Ende gefunden. Es webten die Tremolos, die Disharmonien und das Abstimmen der Instrumente vor, und bald erklangen Haydns symphonische Motive. Das Quartett spielte die österreiche Hymne und es zog eine unsterbliche Weise in die Nacht:

Gott erhalte und beschütze
Unsern alten Kaiser Franz.

Die Bukowiner hockten zu gleicher Stunde im feuchttriefenden Keller, mit dem Rücken gegen die

Wand gelehnt, an jener selben Stelle, wo Tartar einstens leblos dagelegen.

„Sagstā, daß sind das nicht deinā Zähne. Und fertig. Wenn sagstā die Wahrheit, dann bistā der Summä“, erlang eine müde, krächzende Stimme. Dann eine andere:

„Braucht ja niemand weiter zu wissen. Ob hab ich mein Augä im Kopfe oder nicht. Schayß auf Augä. Wenn kann man deswegen paar Jahrä kriegen. Hab ja mein Augä sowieso im Kopfä.“

„Ganz meine Meinung“, bekräftigt wieder die erste ihren Standpunkt. „Du bestreitāst! Daß das deine Zähne sind. Beweisen können sie uns nichts.“

Ihre Weiber, die man freigelassen hatte, hatten sich nach Himmelwitz aufgemacht, um den Zigeunermwagen und die geweihten Rosenkränze abzuholen. Sie gingen in der Erfüllung all ihrer Aufgaben mit östlicher Konsequenz zu Werke.

Man gab ihnen einiges vom Kuchen mit auf den Weg. Im Städtchen angekommen, suchten sie den Unteroffizial auf und verlangten, zu den Männern geführt zu werden. Der Unteroffizial erfüllte ihren Wunsch. Es ereigneten sich wilde Szenen im Kerker, Umarmungen und Lamento. Als der Unteroffizial dazwischen zu treten versuchte, wurde er jähzornig von der Gesellschaft angefallen, überwältigt, gefesselt und schließlich eingeschlossen.

Die Bukowiner machten sich aus dem Staube, sie kletterten auf ihr wartendes Wägelchen und preschten zum Städtchen hinaus, in südöstlicher Himmelsrichtung davon.

Das neue Leben

In Himmelwitz gab es noch die übliche Nachfeier, die sich mit Mummenschanz und Kuchenessen am anderen Tage fortsetzte. Am späten Nachmittag, nachdem die letzten Gäste sich heimwärts verzogen, rief Vater Gulda seine Familie zusammen, um Ordnung für die Zukunft zu machen. Sie saßen in der guten Stube und Vater Gulda gab ihnen seinen Beschluß bekannt. Tartar wäre demnach der Geeignetste, sein Nachfolger zu werden, und Sabinchen, seine Frau, möge also das Anwesen haben. Kaspar, Melchior und Baltasar hätten einen Auszug darin, so lange sie ledig blieben.

Man war mit der väterlichen Entscheidung im allgemeinen einverstanden. Vater Gulda hatte auch davon gesprochen, sich abseits vom Haus, angelehnt an die alte Scheune, eine Auszugsstube erbauen zu lassen. Als Kaspar diesen seinen Plan vernahm, brachte er seine Vorschläge sogleich an. Jetzt müßte er zwar fort pilgern, doch bald käme er wieder zur Erntezeit, und dann werde man die Bauerei in Angriff nehmen. Seinen Worten nach konnte Kaspar also auch mauern.

Das Haus ist von den Gästen leer. Kaspar und seine Brüder sind fort. Alles wird wieder so wie früher. Das junge Ehepaar bleibt einstweilen mit den Eltern gemeinsam in der Wohnung, jedoch mit dem merklichen

Unterschied, daß Tartar Schwiegersohn geworden ist. Tartar darf in die Dinge der Familie beratend eingreifen.

Dann kommt Pfingsten. Vater Gulda geht zur Frühmesse. Das Tragen der Dreieinigkeitsfigur bei der Pfingstprozession, die während des Hochamtes stattfindet, möge Tartar besorgen. Tartar vernimmt den Entschluß seines Schwiegervaters wie eine ferne Verheißung. Er, Tartar Bog, Ehemann der einzigen Tochter des angesehenen Stellmachermeisters Gulda, darf sich heut und in Zukunft mit den Notabeln des Dorfes auf eine Stufe stellen. Er darf sich beim Erklingen des Glockenzeichens von seinem Platz erheben und aus der Hand des Kirchendieners eine geweihte, uralte Statue empfangen, um sie gleich einem Wiegenkind ans Herz zu drücken, gegen die linke Brust zu lehnen und würdigen Schrittes bei der Prozession ums Kirchlein vor dem Geistlichen herzutragen. Tartar geht mit hochgespannten Gefühlen zum Hochamt. Die Gemeinde singt. Der Kirchendiener überreicht ihm die Statue. Tartar trägt die heilige Dreieinigkeit.

Am Fronleichnamstag wiederholt sich seine Berufung. Das war am Donnerstag. Mittwoch nachmittag und abends, nachdem er mit dem Kuhgespann Grünfutter vom Felde geholt, begann die Ausschmückung der sieben überlieferten Kapellen von Himmelwitz, unter ihnen auch jener Guldaschen, das heißt, des hierzu seit langen Zeiten benutzten alten Wagens Maria Theresias, in welchem ansonsten Maritschka kampiert und dessen Inneres zu einem Altar ausge-

stattet, am Fronleichnamstag das Allerheiligste Sakrament bergen wird, welches der Priester im feierlichen Zuge mit Musik und Glockengeläut durchs Dorf trägt. Tartars Ratschläge für die Ausschmückung dieser Kapelle gelten als sehr gewichtig. Vater Gulda überläßt ihm auch diese bisherige Verrichtung seines Geschlechts. Spät zur Nacht begibt Tartar sich müde zur Ruh. Er träumt vom kommenden Tag, der sein höchster Ehrentag werden wird, der höchste Feiertag der Kirche. Gleich nach Sonnenaufgang steht er auf, füttert das Vieh und macht sich weiter an der Kapelle zu schaffen, wirkt und knüpft mit Sabinchen gemeinsam Myrtenzweige in das weiße Altartuch, fügt die Kerzen in die Leuchter und streut Gras mit Klee untermischt auf den Weg. Dann zieht er sich seinen Hochzeitsgehrock an, setzt den Zylinder auf den Kopf und geht mit Sabinchen, die auch ihren Brautstaat trägt, zum Hochamt, erfüllt von der Beachtung und Hochachtung, die ihm Himmelweis verliehen, als Vatten der einzigen Tochter des ehrsamten deutschen Stellmachers und Kirchendeputierten Gulda.

Das Hochamt verklingt. Die Kirchendiener und Ministranten erfassen eine geschäftige Nervosität, während der Geistliche eine für heute gekürzte Predigt hält. Am Schluß der Gebete wie üblich Wohlmeinung auf die abgeschiedenen Seelen des Dorfes, auf das Guldasche Geschlecht und im gleichen Zuge auch auf das Seelenheil von Marzana Bog geborene Hrzimnasty aus Kalvaryja, seine Mutter, die in der fernen Erde der Bukowina ruht. Wenn das sein Mütterchen

hätte erleben können. Tartar ist gerührt, er hat, als er zum Opfergang während des Messamts mit den Würdigsten des Dorfes um den Altar ging, dem Kirchendiener die Kupferpfennige in die Hand gedrückt und prompt wurde für Mütterchens Seelenheil aus dem Munde des Geistlichen gebetet. Tartar fühlte, daß er in Himmelwitz schon etwas galt.

Gleich nach dem Gebet, die Gemeinde macht einen Zwischengefang, erscheint der Kirchendiener aus der Sakristei und beginnt den Zug zu formieren. Tartar tritt aus der Bank und begibt sich nach vorn. Zum zweiten Male nimmt er die Dreieinigkeit in seine Hände. Die anderen greifen schon nach den Fahnen, Lampen und dem Baldachin. Langsam zieht die Gemeinde zum Kirchentor hinaus. Der Baldachin erwartet den Geistlichen, der das Allerheiligste dem Tabernakel entnimmt. Jetzt setzt sich der Mittelpunkt in Bewegung, Tartar mit der Dreieinigkeit vor dem Baldachin, die Musik dröhnt über die Menschen im Spalier mit gebeugtem Knie. Tartar schreitet aus und nun setzt die Musik mit getragener Weise ein. Es läuten die Glocken. Tartar wird einen Augenblick schwach in den Kniegelenken. Eine Träne stürzt aus seinen Augen und nistet sich in die barocken Falten der Statue ein. Dann singt er mit kräftiger Stimme im Chor der frommen Prozession mit.

Der mannigfache Wechsel von Liedern, von Musiken, Gefängen und Kniestürzen geht von Kapelle zu Kapelle dahin. Mädchen in weißen Kleidern streuen vor Tartar Blumen auf den Weg.

Und die Sonne leuchtet in ihrer goldenen Pracht so, wie sie noch nie geleuchtet hat. Diese Stunden vergaß Tartar in seinem Leben nie, doch er sprach zu keinem Menschen jemals von diesen seinen heiligsten Gefühlen.

Fronleichnam ist verklungen, der Alltag kehrte wieder. Das sind die stillen Wochen zwischen der grünen Frucht und goldenen Ernte. Tartar sprach schon davon und nun tut er es wirklich. Man findet alle seine Maßnahmen und Anordnungen gut und billigt sie. Tartar bestimmt es also, daß noch vor der Ernte die gebrechliche Scheune in Ordnung gebracht werden soll. Er wolle die Scheune um einige zehn Zentimeter höher heben. Vater Gulda nickt dazu. Tartar solle es nur ruhig tun. Tartar macht sich also mit Gott ans Werk. Er spricht auch davon, den Eltern einen Auszug aufzubauen. Der Vater lächelt und winkt seinem Über-eifer ab. „Eines nach dem andern, Tartar“, spricht er. „Die Scheune ist wichtiger.“

Es zeigt sich, daß Tartar nach einem klug vorbedachten Plane ans Werk geht, den er mit Bruder Kaspar durchgesprochen. Er begibt sich sogleich zur Scheune, Sabinchen folgt ihm und schaut, wie er es anstellt und beginnt. Tartar besieht sich die hölzernen Wände, darauf das zerzauste Strohdach wie eine winterliche Pudelmütze grünlich schillert und von alten Zeiten träumt. Wie er denn solch ein Gebäude zu heben im Stande wäre, das interessiert Sabinchen sehr.

„Mit Gott“, ruft Tartar seiner Frau entgegen und speit tüchtig in die Hände. „Mit Gott, Tartar“, ruft sie zurück. „Darf ich dir helfen?“

„Nein, Sablínchen, das mach ich ganz allein. Du weißt doch, daß du nicht arbeiten sollst, damit unser Kind keinen Buckel bekommt.“

Tartar ist mit Hilfe einer langen Leiter auf das morsche Dach geklettert, hat in das faule Stroh gegriffen, einen breiten Fetzén herausgegriffen und zu Boden geworfen, daß es staubte und prasselte.

Das Herunterreißen der alten Scheuer währte einen ganzen Tag und einen zweiten dazu. Die Scheune gähnte wie ein offener Krater gen Himmel.

Was wird Tartar nunmehr tun?

Hoho, er weiß sich zu helfen. Er gräbt im Schatten der Planken eine flache Grube und füllt sie mit Wasser. Das ist fürs erste genug. Danach sortiert er das frische Stroh und flicht es zu neuen Schobern, zu langen Zöpfen, die er wie Soldaten gegen die Planken aufreihet und jeden Abend emsig abzählt. Über diesem Binden und Flechten gehen die reisenden Erntewochen dahin. Dann kommt Kaspar.

Sie löschen Kalk in einer kleinen Grube, Kaspar brachte ihn in einem Sacké mit und dann beginnen sie mit dem Heben der aufgerissenen Scheune, indem sie die vier Pfeiler, auf denen der Bau ruhte, mit eingetriebenen Keilen Stück um Stück zu heben sich unternahmen und dabei tüchtig aufpaßten, daß dieses windschiefe Brack ihnen nicht über dem Kopf zusammenfiel. Als sie mit Hilfe einer Wasserwaage ermittelten, daß die Waagerechte stimmte, untermauerten sie die vier Sockel, darüber gingen die Tage weiter dahin. Danach untersuchten sie die Sparren des

Daches, wechselten die verfaulten gegen neue aus, begannen die Strohköpfe in der Schlemmgrube durchzutrinken und sie aufs Dach hinaufzuschleifen, wo sie in dichter Folge gegeneinander gereiht den kommenden Zeiten troßen sollten und nach Kaspar's Worten hundert folgende Jahre bestimmt erleben würden, wenn Gott kein Unglück zuließe.

Vater Gulda, der ihnen zeitweilig Hilfe leistete, bewunderte ihr großes Geschick. Es zeigte sich, daß Tartar diese Bauweise von seiner Bukowinischen Heimat her gut kannte und beherrschte. Die Scheune war zugedeckt. Ihre Planken wurden nun veridert und ausgewechselt und der Lehmboden der Tenne nachgestampft. Die Scheune war geräumiger und trockener geworden.

Vater Gulda stand betreten daneben. Er fühlte sich ein wenig beschämt durch all den Eifer und sagte es, daß er diese Arbeit seinen Söhnen zugedacht, die es aber vorgezogen hätten, sich dem heimatlichen Anwesen zu entrücken. Doch Kaspar erwiderte ihm, es sei ganz gut so und Tartar der gegebene Mann allhier. Nun konnte die Ernte beginnen, denn eine regendichte Scheune stand für sie bereit. Die Männer betrachten noch einmal ihr wohlgelungenes Bauwerk und greifen sofort nach den Sensen, die sie schärfen, um noch vor Sonnenuntergang einiges vom reifen Korn umzulegen. Sie puppen die Garben ein und fahren sie mit Hilfe des Tragatsch in die neue Scheune ein. Dann wird gedroschen.

Dann kommt Maritschka und wandert weiter. Mit ihr wandert diesmal auch Sabinchen. Sabinchen sprach ansonsten nicht davon, aber Tartar wußte es und Mutter Blondina werde es hoffentlich halb so schlimm machen am Ende. Sie wird die Wochen vielleicht nicht nachzählen, die klar zutage treten werden. O Gott, da fehlt eine ganze Reihe. Sabinchen seufzt. Maritschka dagegen lacht schmunzelnd über Sabinchens Besorgnis. Sie tröstet die reuige Sünderin.

„Wie sagt man“, ruft sie: „Die Sünde fort von hier hinter die Berge. Und die Buße in die finstere Ecke.“ Singend und unbekümmert zieht Maritschka ihres Weges weiter, im Rhythmus ihrer alten Melodie:

Über die Berge schallt
Lieblich durch Flur und Wald
Glöcklein dein Gruß . . .

Als sie nach Tagen fröhlich wiederkehren, die Taschen voll Erinnerungsbildchen, auf dem Buckel die Säbchen voll geweihten Wassers, sehen sie, aus dem Walde tretend, Kaspar mit dem Kuhgespann die Stoppelfelder pflügend. Tartar ist nebenan mit dem Hacken der Kartoffeln beschäftigt. Er wischt sich den Schweiß von der Stirn: „Selig sind die Wallfahrer, denn sie brauchen keine Kartoffeln zu hacken.“

„Schweißgebadet sind die Kartoffelhacker, denn ihnen fehlen ein paar Wochen“, gab Maritschka zur Erwiderung, die Tartar das Blut ins Gesicht trieb. Sie ging querfeldein zu Kaspar hinüber und ließ Sabinchen mit ihrem Mann allein. Kaspar zog seine

Furchen mit dem Kuhgespann über das lange Stoppelfeld, er hatte keine Zeit für lange Unterhaltungen, und Maritschka brach auch gleich wieder weiter auf.

Längst hat die Lerche das Licht von der Erde genommen, Maria in den Schoß gelegt und Advent geht über die winterliche Welt. Die Stürme sind aus ihren herbstlichen Grüften gestiegen, sie jagen die Wolken niedrig dahin und stoßen sie in Haufen über das Dorf gegen den Wald, wo es vor Nässe trieft und um die Ecken heult.

Vor seinem Ausbruch hat Kaspar mit dem Waldbläufer schon darüber gesprochen. Es handelt sich um etwas Bauholz, das man brauchen wird im folgenden Jahr, um Vater und Mutter ein Auszugstübchen zu erbauen. Der Waldbläufer bezeichnete ihm und Tartar die einzelnen Bäume. Tartar ist nun dabei, die hohen Kiefern umzulegen. Am letzten Tage dieser Arbeit legt er den Wagen auseinander, verlängert ihn zwischen Vorder- und Hinterrädern durch das Ersatzholz, welches gewöhnlich für den Leiterwagen bestimmt ist, und bringt die Fuhre heim, um die Stämme gegen die Längsseite der Scheune aufzustapeln, wo sie gut liegen über den Winter, bis man sie später einmal braucht.

Tartar arbeitet ohne viel Worte, er spricht nur Sonntags gern und auf die Sonntage freut er sich die ganze Woche lang. Dann geht er regelmäßig an Sabinchens Seite in die Kirche. Während der Opferung darf er sich erheben und darf mit den Angeesehensten

von Himmelwitz zum Opfergang um den Altar ziehen, welcher festlich erleuchtet ist und auf dem der Geistliche das Messamt liest. Am Ende des Rundganges ist die Sakristei, dort verschwindet Tartar regelmäßig und entrichtet die Kupfermünzen, wofür später auf der Kanzel neben den Gebeten für das abgesehene Guldasche Geschlecht auf die Wohlmeinung seiner Mutter Gebete verrichtet werden, für das Seelenheil von Marzana Bog geborene Hrzivnasky. Die Orgelmusik versetzt ihn in eine andere Welt. Die Pfeifen und Bässe und Klarinetten hüpfen und tanzen und springen in seiner Seele herum wie eine Kinderschar, Tartars Familie, er hat das deutsche Gebetbuch aufgeschlagen, er betet, Sabinchen möge alles gut überstehen und Gott möge ihm seine Sünde verzeihen, die der Pfarrer ihm im Beichtstuhl längst verziehen hat. Niemals versäumt es Tartar, zur Vesperandacht zu ziehen, die Litanei insbesondere verspinnt ihn so sehr in seine Träume, der Weihrauch, der zu den bemalten Kirchenfenstern steigt, trägt seine Gedanken in Düste und umlungene Fernen und die lateinischen Ausrufungen des Geistlichen klingen wie ein göttliches Segenswort, wie Gottvaters höchsteigene Stimme. Tartar will arbeiten, er will die ganze Woche über dies und das und jenes vollbringen und auf den Sonntag warten, und am Sonntag will er Zwiesprache halten mit Gott, und nach der Vesperandacht will er in weißleuchtenden Hemdsärmeln neben Sabinchen auf der Ofenbank sitzen, seine lange Pfeife rauchen und sich über diese Ordnung freuen, die Gott so herrlich ein-

richtete und die ihm so gut bekommt. Auf der Ofenbank ist er voller Zukunftshoffnung und voll lustiger Dinge. Zuweilen singt er laut aus seiner Kindheit, und dann singt er deutsch, es ist ein Lied insbesondere und heißt: „Am Brunnen vor dem Tore“. Dann summt Sabinchen ein deutsches Wiegenlied, er umfaßt ihren angeschwollenen Leib und summt leise mit ihr. Man muß schon sagen, Tartar führt ein gottgefälliges Leben!

Wenn er daran denkt, was es gewesen war, das ihn hierher brachte, so glaubt er nur an eine vom Himmel beschlossene Fügung. Na, ihm geht es gut, und seine selige Mutter, Marzana geborene Hrzivnasky, hat es so gefügt. Seine Mutter ist eine Heilige, das weiß er und denkt an ihr trauriges Erdenleben. Mein Gott, wie ist die Ordnung von Himmelwitz schön! Tartar drückt bei diesen Gedanken Sabinchen nur noch inniger an sich. An einem Sonntag, nach der Vesperandacht, verweilt er länger als sonst fort von zu Haus. Er war beim Pfarrer, er hat sich einschreiben lassen in die Rosenkranzgemeinschaft und bekam dafür ein Skapuller, das er immer an der Brust trägt. Der Pfarrer sprach sehr gefällig mit ihm. Wo er denn so schön singen gelernt? Ob er nicht zu den Vesperandachten die Einzelgesänge machen wollte?

Tartar zitterte vor Erregung. Er müßte nicht, ob er es schaffen könnte. So schnell ihn seine Füße trugen, lief er zu Sabinchen und berichtete ihr von den Einzelgesängen. Seither singt Tartar zu den Vesperandachten die bindenden Einzelgesänge und der Segen

ist doppelt so schön wie bisher. Jaja, Tartar führt ein gottgefälliges Leben!

Zu Weihnachten besorgt er einen Tannenbaum aus dem Wald. Kaspar brauchte davon nicht erst anzufangen. Tartar weiß genau, was sich schießt und was Ordnung ist. War er es nicht, der voriges Jahr den Baum ins Dorf gebracht. Tartar hat den ersten Weihnachtsbaum ins Dorf gepflanzt und das hier wäre der zweite.

Unter dem Baum singt er am Heiligen Abend seine bindenden Vespergesänge, dazu die Lieder seiner Kindheit und das schöne Lied Sabinchens: „Am Brunnen vor dem Tore“.

In einer stürmischen Januarnacht war es mit Sabinchen soweit. Tartar schlief schon seit einigen Tagen kaum, er wachte am Bett seiner Frau. Als sie schwer zu seufzen begann, sprang er hurtig auf die Beine, und als sie versicherte, daß es nun soweit sei, lief er wie ein geheitztes Stück Wild ins Dorf. Die Behmutter kam auf der Stelle mit ihm, und ehe das Tageslicht Besitz ergriff vom Stübchen, lag etwas neben der Mutter im Bett, ein kräftiger Sohn.

Tartar stand wie versteinert dabei. Die Tränen waren in ihrem Element, er war nicht zu gebrauchen, er wollte dabei wenigstens etwas Praktisches tun, doch Mutter Blondina schickte ihn fort, er solle mal die Kühe melken. Daß er daran nicht dachte. Wie er heute die Kühe molkt! Er summt ihnen dabei ganze Responsorien, durchwirkt mit lateinischen Segens-

ausrufungen und zuletzt „Am Brunnen vor dem Tore“.

Als er den vollen Kübel in die Küche brachte, das Feuer im Ofen nachlegte, das Schweinefutter besorgte, kam Mutter Blondina so von ungefähr herein. Er wagte kaum zu schielen, sie sagte auch nichts. Vor ihr allein hatte Tartar einen furchtsamen Respekt. Beim Schweinestall verweilte er und fürchtete sich, in die Küche zurückzukehren, ach was, Tartar nahm die Art über die Schulter und ging in den Wald davon. Bald nach ihm kam auch Kaspar, der auch nichts weiter von dem Ereignis verlautete. Ist Kaspar deswegen etwa auch böse? Wegen der paar Wochen? Jaja. Tartar singt dafür die Vesperandacht. Es soll ihm nicht noch einmal passieren. Er ist verheiratet, ihm kann es nicht noch einmal passieren. In Himmelwitz herrscht eine Ordnung, Tartar liebt diese Ordnung und einmal hat er sie überschritten.

Einmal und nicht wieder.

Nach der Waldarbeit am Abend fand er Gelegenheit, seinen Sohn allein und ohne störende Anwesenheit anderer zu betrachten. Sabinchen möge aber ja liegenbleiben und sich nicht erheben, wenn er jetzt täglich in den Wald müßte, um Wurzeln zu roden. Tartar machte sich abendlich noch auf den Weg und brachte Maritschka mit. Denn jemand könnte auf Erden existieren, um dem Kinde ein Leid anzutun. Jemand könnte es am Ende gar umtauschen, auswechseln gegen einen Balg, wie es in einem Märchen hieß, das Sabinchen ihm einmal erzählte und das sich

zugetragen haben sollte auf Gulbas Anwesen. In Tartar stand eine gespenstische Zwangsvorstellung auf. Seine östliche Belastung meldete sich an, die Füllgruben einer unheimlichen Gedankenwelt wollten sich öffnen. Maritschka mußte es mit Klugheit und Geschicklichkeit zurückzudämpfen, sie sagte, daß es eine Sünde sei, solche heidnischen Gedanken zu pflegen und nicht zu bekämpfen. Tartar dagegen wollte nicht sündigen, um seines Kindes willen schon ganz und gar nicht. Er nahm das Wesen in die Arme und sang das deutsche Lied, welches er mit Sabinchen gemeinsam so oft auf der Ofenbank gesummt:

„Schlaf, Kindchen schlaf.“

Mit der überschulterten Axt ist er anderen Tages wieder in den Wald gezogen, die Wurzeln zu roden, die Strünke im Erdreich zu verkeilen, das Gehölz und Gestrüpp dem zähen Boden zu entwinden und es auseinanderzureißen. Ob Bruna seinem Kinde doch noch etwas antun wird? Tartar denkt an das böse Weib und es ist, als fürchte er sich vor Bruna.

Hat sie im vorigen Jahr nicht etwas im Walde verscharrt? Ob er mit Kaspar darüber spricht oder an der Stelle nachgräbt?

Am Sonntag findet die Taufe statt. Maritschka ist Gevatterin, Kaspar Gevatter. Peter ist sein Name, zum Andenken an Petrus, den ersten Jünger des Herrn.

Mutter Blondina hat Kuchen gebacken, und als der Täufling heimgebracht wird, auf Maritschkas Armen

ruhend und in eine prächtige Decke eingehüllt, die vollgesteckt ist mit Zannenreisig, gibt es Kaffee und aufgebauschten Käsekuchen. Jetzt, nachdem das Kind getauft ist, scheint Mutter Blondina an ein Strafgericht zu denken. Sie blinzelt ihren Schwiegersohn mit einem vorwurfsvollen Blicke an. Er versteht sehr wohl, was sich tut, und stopft sich den Mund voll Kuchen, um in seiner Verlegenheit wenigstens beschäftigt zu sein. Schließlich spricht er:

„Mutter, wir werden Euch einen schönen Auszug bauen.“

„Hm. Geld dazu gibt es nicht.“

„Geld brauchen wir nicht. Und soviel werden wir noch haben.“

Sie hören davon auf. Tartar hat Mutter Blondina vom Strafgericht abgelenkt.

Das ist der Fasching und die Wochen eilen dahin. Sabinchen ist längst wieder gesund, und sie geht mit ihrem Mann zum Feuerwehrrball. Tartar trägt die blinkende und blitzende Uniform, den Helm mit der Messingschiene auf dem Kopf, und sie tanzen fröhlich ausgelassen so, wie sie bei ihrer Hochzeit nicht zu tanzen vermochten. Eine schöne Ordnung ist die Himmelwäizer Ordnung, denkt Tartar. Zu Fronleichnam trägt er die Dreieinigkei vor dem Baldachin. Sein Sohn ist geboren, und hier trägt er einen Helm auf dem Kopf.

Mutter Blondina setzte die Gans schon wieder auf ihre Eier, denn der Fasching ist zu Ende und die

fromme Faſte beginnt. Nach altgewohnter Weiſe werkelt Vater Gulda in der Stellmacherei. Ab und zu ſingt er ſich eins, es iſt die alte Melodie von Gott, der erhalten und beſchützen möge, den guten Kaiſer Franz. Die Bauern finden ſich ein und bringen die gebrochenen Achſen. Vater Gulda hat zu tun, ſo lange er lebt, wird es reichen.

Es geht ſchon mächtig auf den Frühling zu und Kaſpar iſt fort. Als er davenging, ſkizzierte er etwas mit dem Bleiſtift auf Papier. Alle waren ſie dabei geweſen. Vater Gulda und Tartar. Dieſe Skizze wurde beredet, und als man ſich einigte, ins Städtchen mitgenommen, Tartar war mitgekommen. Kaſpar wußte jemanden, der es entſprechend zeichnen würde zum Bauplan, den man benötigte, um den Auszug bauen zu dürfen. Mit den weiten und breiten voll hunter Striche angefüllten Bogen begaben ſie ſich ins Offizial. Sie ſprachen wegen einer Baugenehmigung vor. Kaſpar redete in einem feinen Deutſch und Tartar hörte zu. Der Unteroffizial fand ſich angeſprochen. Als er vorhin ſeinen Schalterkaſten aufriß, ſtarnte er Tartar verwundert an und ſchien ſich mancherlei Dinge zu erinnern. Wegen dieſes Bauvorhabens nun mußte der Gnädige Herr Oberoffizial eingreifen. Sie mögen nach Hauſe gehen und das Weitere abwarten. Kaſpar verabschiedete ſich von Tartar, Tartar kaufte für ſeinen kleinen Sohn noch eine Klapper und wanderte zurück nach Himmelwitz. Unterwegs, wie ſchon öfter, machte er ſich Gedanken über Kaſpars eigentliches Tun, von dem innerhalb

der Familie nie gesprochen wurde und außerhalb die Gerüchte nicht verstummen wollten, daß Kaspar in österreichischen Landen herumwandelte und bettelte, bettelte, wie sein Gelübde es ihm anbefiehlt zu einem höheren Zweck und Sinn.

Tartar unterordnete sich dem unausgesprochenen Befehl, er redete nicht davon, mochte der Reiz noch so gewaltig in ihm wirken, Sabinchen näher zu befragen.

Der Dünger hatte sich wieder mächtig angehäuft, er fuhr ihn auf den Acker hinaus, und zwischen zwei Fuhren kam jemand aus dem Städtchen, fragte nach ihm, verhandelte aber schließlich nicht mit ihm, sondern mit Vater Gulda, denn das Anwesen gehörte eigentlich dem Vater. Der Vater winkte ihn dennoch heran, er erklärte dem Offizial, daß Tartar Bog sein Schwiegersohn und Erbe sei, der Offizial nickte hierzu, er betrachtete den Bauplatz von allen Seiten und ging davon, und einige Tage später kam die Genehmigung.

Der Schnee liegt noch auf der Erde. Tartar schafft weiter den Dünger auf den Acker. Die Erde trânt und weint. Das Kuhgespann zieht über die kotige Straße und versinkt im aufgeweichten Erdreich tief. Tartar reißt den Dung in Brocken vom Wagen und verteilt ihn auf dem Feld, auf welchem er heuer beabsichtigt, Weizen anzubauen.

Das junge Paar will sich zwei Ferkelchen zulegen. Hierzu räumte Vater Gulda schon ein Stallgelaß. Tartar hämmert an den Wandungen. Dann wandert er ins Städtchen, holt zwei rosige Ferkelchen, die er hineinläßt. Die Jauche hat sich in der Senfgrube

angesammelt, sie wird auch auf den Acker geschafft und dem Schnee beigeßelt.

Im Garten stehen die kahlen Bäume. Uralte Bäume, die nicht mehr viel Früchte tragen werden. Tartar bespricht sich mit dem Vater, er legt einige Stämme um, schafft sie in die Sägemühle oder zergliedert sie zu Pflöcken. Später wird er sich neue Bäumchen aus der Stadt herbeischaffen. Er hat ohnehin eine stattliche Anzahl von Beforgungen bei einander. Einige Bretter braucht er auch, und er dachte auch schon an einen Kaninchenverschlag. Tartar will Kaninchen züchten.

Dann kommt die Karwoche. Palmsonntag bereits, als sich die Knaben mit den Weidenruten im Kirchlein drängen, ist Tartar von jener anderen Aufregung umfangen, die aus der Berufung für die Dreieinigkeitsstatue wirkt. Die darauffolgende Tage gibt ihm der Pfarrer ein weiteres ehrendes Amt auf, nämlich die Umbauten, den Wechsel der Farben und Gewänder in der Kirche, die gerade vor Ostern und während der Karwoche rasch aufeinanderfolgen, mit dem Kirchendiener gemeinsam zu bewerkstelligen. Gründonnerstag, Karfreitag und Kar Samstag muß er jeweils mit der Statue in der Hand vor dem Altare stehen, indes der Geistliche seine Gebete verrichtet. Karfreitag hält er Wache auf Christi Grab, dessen Aufbau auch er mitgetan. Kar Samstag gar ist kaum an etwas anderes zu denken, denn an die kirchlichen Angelegenheiten. Er findet mit Mühe die Zeit, sich nachmittags die Stiefel blankzupußen, und die Weiber sind wegen des Kuchen-

backens ganz außer Rand und Band. Doch pünktlich um fünf Uhr ist Christi Auferstehung, bis dahin muß das Kirchlein in frohe Farben schier umgewandelt sein, die Fahnen und Bilder müssen umkränzt, der Altar gepußt sein, und schließlich bei der Prozession muß Tartar auf Kommando des Kirchdieners also die Statue in die Hände nehmen, indes der Priester das Halleluja ruft, die Stufen des Altars hinabsteigt und unter den Baldachin sich begibt. Dann setzt die Musik jubilierend ein, und die Glocken läuten festliche Auferstehung. Christus ist erstanden.

Dienstag nach Ostern holt Tartar mit dem Kuhgespann Kalk im Städtchen. Kaspar hat inzwischen eine flache Grube ausgegraben, daneben den breiten Löschkasten mit Schieb eingebaut, worüber es Abend geworden war. Mittwoch früh wird der Kalk gelöscht, und weiße muntere Schwaden zeugen von dieser Arbeit, die einen Aufstakt bildet für den Baubeginn. Kaspar steckt mit Schnur und Bandmaß die Fundamente und heißt Tartar in dieser Fluchtrichtung zuschachten.

Zur Ziegelei ist es nicht fern, die Ziegel sind auch längst bestellt und Tartar bringt sie mit den Kühen heran. Es ist gut, daß das Wetter immer noch keine Aufklärung nimmt, daß somit der Feldarbeit kein Abbruch getan ist. Der Fröste wegen hätte man kaum eher mauern können. Kaspar mauert. Insbesondere an den Winkelungen hantiert er emsig mit Wasserwaage und Senkblei, an der breiten Mauerfläche da-

gegen steht Sartar, der längst das Handwerk Kasparn abgucken. Sartar mauert und auch Vater Gulda greift zeitweilig zur Kelle. Doch Vater Gulda hat etwas Wichtigeres zu tun, er sägt und hobelt und hämmert den Dachstuhl zusammen. Das Gerüst liegt auf dem Platz und fügt sich Planke um Planke, Latte um Latte zu einem Ganzen.

Freilich unterbrechen die Männer ihr Werk, denn draußen auf dem Ackerfeld waltet der Kaufsch der Saatbestellung, und es heißt natürlich zu pflügen, zu eggen, zu säen und zu pflanzen.

Doch zu Pfingsten ist die Mauergleiche unterm Dach erreicht. Auf den Zinnen steht der triumphierende Maibaum.

Zwischen Pfingsten und Fronleichnam bringt man den Dachstuhl hinauf.

Am Fronleichnamsfest, als die Prozession von Kapelle zu Kapelle unterwegs ist und im Halbrund auf Guldas Anwesen verharret, sehen diejenigen des Dorfes, die ansonsten kaum ihren Weg hierherfänden, was sich an Wohlhabenheit hier breit tut von Tag zu Tag. Sartar fühlt sich von vielen Blicken beobachtet und schreitet mit der Dreieinigkeit würdig vor dem Baldachin einher, und die Musik spielt ihre getragenen Melodien. Das ganze Dorf zieht an seinem Werk vorüber.

Bevor die Eltern das neue Stübchen beziehen, kommt der Geistliche in Begleitung des Kirchendieners und der Ministranten. Er segnet das neue Haus und bannt alle bösen Geister aus ihm.

Dann schafft man die väterlichen Habseligkeiten hinüber, eine buntbemalte Truhe, das großmächtige Bild Marias mit der goldenen Krone, die Ampel, welche allsonnabendlich entzündet wird, den Hausaltar, das Bild der Kreuzigung Christi und das Holzkreuz über den Betten. Den Schrank und die Küche soll Sabinchen behalten. Das junge Ehepaar ist nun allein für sich. Es hat alle Bewegungsfreiheit im alten Zeil. In der Ecke der guten Stube schmückt Sabinchen bald ein Altärchen. Hier wird in Zukunft auch Maritschka Platz finden, um zu kampieren. Jetzt wäre es wieder an der Zeit, Vater Gulda in der Stellmacherei an Hand zu gehen. Denn die zu reparierenden Wagen und Geräte staffeln sich schon weit über den Platz hinaus. In der väterlichen Werkstatt gibt es Arbeit, sehr viel Arbeit.

Was alles hat Tartar nicht in solch kurzer Zeit schon geschafft? Die Scheune. Dazu diesen Auszug hier. Und nun plant er große Stallungen. Was bezweckt er mit den großen Stallungen? Sabinchen gegenüber spricht er gar schon von einem Pferd.

Nach der Ernte, welche ganz reichlich und zufriedenstellend ausfiel, findet Tartar es am besten, die Kühe selber auf die Weide zu treiben. Denn noch ist der kleine Peter nicht so weit, wie die anderen tollenden Buben des Dorfes das väterliche Vieh zu weiden. Sabinchen hat Peter im Wickeltuch mit auf die Weide genommen, er tätshelt mit seinen Händchen nach der Kuh. Vater streichelt und liebkoost abwechselnd die Kühe und seinen Sohn und sie schauen den herum-

tollenden Buben zu, die ihre Drachen aufsteigen lassen und das Kartoffelkräutlich in loderbenden Feuern abbrennen.

Der Herbst geht vorüber. Der Winter kommt. Kaspar war über Weihnachten da und ist wieder fort. Sabinchen gebar einen zweiten Sohn, den sie Andreas taufen und dessen Gevatterschaft Bruder Melchior aus Preußen übernimmt. Melchior hätte ganz gern, daß der Bub „Wilhelm“ hieße oder „Friedrich“. Diese Namen bedeuteten ihm viel. Aber sie sind hierzulande nicht sonderlich hoch im Kurs und man bleibt bei Andreas, welchen Namen Kaspar auch für richtig findet.

In diesem Jahr ereignet sich neben dem alltäglichen Lauf der Dinge weiter nicht sehr viel, es sei denn, daß den Moslerschen die Scheune abgebrannt war und Tartar deren Wohnhaus durch tapferen persönlichen Einsatz vor der Vernichtung bewahrte, indem er die Scheune einzustürzen riet, wofür ihn später gar der Oberbrandoffizial schriftlich belobigte, welches Schriftstück eingerahmt neben dem Altärchen an der Wand hing.

In einer Kirchendeputiertenversammlung war es ferner schon beredet worden und Kaspar hatte es bereits angeschnitten und nun wurde es auch verwirklicht. Nämlich die Bienenzucht in Himmelwitz. Nicht nur, daß Tartar Tauben und Kaninchen züchtete, auch Bienen legte er sich als erster in Himmelwitz zu. Die Bienenstöcke zimmerte Kaspar mit ihm gemeinsam und man verwendete dazu die Erfindung einer beweglichen

Wabe, welche irgendwo ein Pfarrer im Preussischen erfand und die das Ernten von Honig zu einer einträglichen Beschäftigung erhob.

Es mochte sein, daß Kaspar diesem strebsamen Manne Geld zusteckte. Hierzu kam Tartars eigenste Kunstfertigkeit, Geld zusammenzuhalten, das in seinem Beutel oder unter seinen Händen einer wunderbaren Vermehrung gleich sich über Nacht vervielfachte. Aus den Einnahmen von Eiern und Butter floß es ihm zu, aus dem Verkauf der Ernteerzeugnisse und nicht zuletzt aus dem redlichen Lohn, welchen Vater Gulda seinem Gehilfen regelmäßig zahlte. Mit diesen geldlichen Möglichkeiten hatte Tartar seinen baulichen Willen bisher so heftig kundgetan, er war nachgerade einem baulichen Fieber unterlegen, und neuerdings ging er zu einer anderen Methode über, zum Erwerb von Aekern und Ländereien. Diese Entwicklung begann mit dem zufälligen Angebot von etwa zwei Morgen Ackerlandes, welche jemand abzustoßen gedachte, um fortzuziehen aus Himmelwitz und sich einem erträglicheren Handwerk in der unweit von hier immer mehr aufstrebenden Industrie zuzuwenden.

Von hier aus und innerhalb der nächsten fünf Jahre hatte Tartar zehn Morgen zusammengebracht, zehn Morgen, auf denen er mit einer gewissen Vorliebe und Absicht Weizen anzubauen pflegte, Weizen und Zuckerrüben, zwei auf dem Markt gut bezahlte Fruchtarten, deren Anbau er sich gestattete, zumal seine eigenen Bedürfnisse einen solchen Anbau zuließen und eine Beschäftigung mit den Preisbewegun-

gen, Marktabsichten und kaufmännischen Geläufigkeiten.

In diesen Jahren intensivster Handelsgeschäfte gebar ihm Sabinchen weitere drei Söhne, welche Jakob geheißten wurden, ferner Valentin und auch Johannes.

Peter, der älteste, besuchte bereits die Schule, er wurde auf Tartars ausdrückliches Geheiß so unterrichtet und erzogen, daß keine Spuren einer Zweisprachigkeit, einer Zwiespältigkeit Zweifel über seine nationale Zugehörigkeit in Zukunft möglich machten. Mit Andreas, seinem zweiten Sprößling, verfuhr Tartar ebenso, er redete von vornherein mit ihm nur in deutscher Sprache in jenem harten Tonfall, der sein persönliches Wesen markierte. „Die deutsche Sprache hat die Zukunft“ sprach Tartar bei dieser Gelegenheit und nötigte auch seine Bediensteten zu einer ähnlichen Entscheidung. In dieser Hinsicht ließ er über seinen Standort und Standpunkt gar keinen Zweifel zu.

Aus der Stadt fand ein Händler den Weg ins Dorf, ein Händler, der jemanden suchte, welcher die Eignung besäße, das Getreide der Bauern aufzukaufen und aufzustapeln, bei gewissen, einträglichen Prozenten.

Man achtete der Worte des Händlers, man überlegte und verfiel auf Tartar.

Tartar nahm das Angebot nach einigem Überlegen an. Er wurde Agent des Händlers. Bald füllte sich seine Scheune mit vielen Säcken Getreides, das er von den Bauern mit seinem Kuhgespann abholt, auf eine Liste notiert und zur weiteren Verladung aufbewahrte. Die Verladung geschah durch schwere

Wagen, welche der Händler aus der Stadt nach Himmelwitz schickte, als sich das Lager lohnte.

Tartar bewunderte die schweren Lastpferde an den Frachtwagen. Das wurde der Zeitpunkt, in welchem er ohne Unterlaß daran zu denken begann, sich ein Pferd zuzulegen. Der Händler kam mit einer großen Geldtasche. Er zahlte Tartar die ausgemachten Procente und klopfte ihm ermunternd auf den Rücken. Sabinchen wurde in die gute Stube gerufen, der Händler überreichte ihr einen Kleiderstoff, er fragte nach den Kindern und zog aus seiner großen Tasche allerlei Spielsachen hervor, eine Gans mit wackelndem Halse, eine Pistole mit Plakpatronen und eine Ziehharmonika. Als er gegangen war, herrschte eitel Glück und Freude im Hause und einige Tage später pußte Tartar sich in seinen Sonntagsstaat, um in die Stadt zu reisen und mit dem Kaufmann darüber zu reden, wie weit besser es mit dem Getreidehandel klappen könnte, wenn man statt des bisherigen Ruhgespanns ein Pferdegespann verwendete. Und wenn es auch nur ein Pferd wäre, sei es noch so alt und gebrechlich.

Der Händler hörte sich Tartars Vorschlag an und sah den Vorteil schnell ein, er gab ihm das Pferd aus seinen Beständen und machte mit Tartar einen entsprechenden Vertrag, nach welchem Tartar mit Hilfe dieses Pferdes den Getreideeinkauf über das Dorf hinaus im ganzen Umkreis zu betreiben hätte bei entsprechenden Prozenten auch für das Pferd, dessen Unterhalt und Pflege.

Tartar durfte das Tier gleich mitnehmen. Er zog mit einem Hochgefühl des Glückes ins Dorf. Sein Blut erwachte zu einer alten, in ihm wohnenden stürmischen Bezogenheit, welche sich auf die Steppe zu entsinnen schien. Das Dorf lief auf die Straße und konnte nicht genug fragen und sich nicht genug wundern über die Dinge. Das Gerücht lief ihm voraus zu seiner Familie, welche ihm entgegenlief. Tartar hatte ein Pferd.

Er stellte es einstweilen in den Kuhstall und sprach schon von der Nothwendigkeit, neue Stallungen bauen zu müssen, und Vater Gulda begann verschüchtert davon, daß seinem Geschlecht einstens die Burg oberhalb ihres Anwesens gehört hätte. Er kramte die Pudelmütze aus dem Schrank und erzählte die lange Geschichte und es schien, als sei er gar verlegen, seinem Schwiegersohn gegenüber.

Wenn dieses Pferd auch nicht gerade sein eigenes war, so betrachtete Tartar es bereits als sein eigenes und es war merkwürdig, wie sehr sein Auge seit diesem Tage flammte und feuerte, wie sehr sich seine Glieder strafften, sobald er die Zügel in den Händen hielt, ganz anders als bei dem langweiligen Kuhgespann.

Er erwies sich dabei ganz als Bauer. Den Handel mit Getreide verachtete er im Grunde, wenn er ihn auch als Mittel zum Zweck nicht verschmähte.

Als Kaspar von dieser seiner neuesten Beschäftigung erfuhr, sagte er kurz und bündig das, was hierzu zu sagen war. Kaspar war gegen jeglichen Handel, den er als einen Frevel betrachtete am sittlichen Gesetz der

Arbeit. Tartar war von Kaspars Einstellung sehr betroffen, jedoch sein streberisches Ziel hatte schon soviel Platz in ihm eingenommen und sein Wille so sehr sein Handeln zu bestimmen begonnen, daß er in seinen Entschlüssen nicht mehr zurückzukehren vermochte. Seitdem war Kaspar ausgeblieben. Er kam nicht mehr wie bisher zu den jeweiligen Jahreszeiten, er unterbrach eine Gepflogenheit, welche er seit über einem Jahrzehnt betrieb. Niemand hörte mehr von seinem Verbleib.

Tartar, den diese Demonstration tief bewegte, betäubte sich an den Geschäften, er kutschierte in der Umgebung herum, brachte das Getreide zusammen und stapelte es für die regelmäßigen Verladungstermine. Die Bauern nun, welche stets verspürten, daß Tartar mit der geldlichen Seite dieser Angelegenheit nichts zu schaffen hatte, vertrauten sich ihm voll und ganz an. Tartar packte wie ein Kiese zu, er schwang sich die schweren Säcke auf den Rücken und schleppte sie auf den Wagen, als sei diese Arbeit nur eine nebensächliche Belgabe zum Geschäft, sozusagen der Prozent von seinen Prozenten, den er ihnen weiterschenkte.

Dazu kam, daß er eine Unterschiedlichkeit der Preise selten zuließ, daß er die Preise nicht etwa drückte oder jenen, deren Getreidequalität nicht sonderlich war, den niederen Preis vorschrieb, sondern ganz im Gegenteil nicht feilschte und seine Kalkulation so betrieb, daß jene, welche es verschmerzen konnten mit dazu beitrugen für jene, die etwas weniger hatten. Tartar

oblag hierbei der primitivsten Regel von Recht und Gerechtigkeit.

In der väterlichen Werkstatt konnte er insofgedessen nicht arbeiten. Er machte einen Ersatz ausfindig für sich. Vater Gulda war freilich stolz auf diese einträgliche Agentur seines Schwiegersohnes, dessen Nüchternheit in aller Munde lag.

Der bunte Brautwagen Sabinchens diente dazu, daß Tartar an Sonntagen damit zur Stadt kutschierte, selbstverständlich an den Nachmittagen. Denn den Gottesdienst ließ er sich keineswegs nehmen und die Figur der Dreieinigkeit drückte er gegen die Brust um so heftiger, als alle Dinge ihm so vortrefflich gelangen. Tartar dachte schon daran, das ganze Guldasche Anwesen abzubrechen und an diese Stelle einen Hof zu bauen, einen geräumigen, richtigen Bauernhof.

In aller Stille und ohne viel äußeren Aufhebens betrieb Tartar seine Pläne, die er gerade dann am stärksten hegte, wenn er die Dreieinigkeitsfigur an den Busen drückte. Stille Vorstellungen waren es, die er austramte und vor sich ausbreitete, egozentrische Planungen, denen das mystisch religiöse Wesen der Göttlichkeit beigeleitet wurde, zur selbstverständlichen Hilfeleistung.

Tartar war sich keineswegs bewußt, daß sein inneres Bereitsein zu Handlungen, denen der üble Ruch einer Unredlichkeit anhaftete, unvereinbar war mit den christlichen Erfordernissen der Landschaft. Er achtete auch nicht darauf, daß dem ländlichen Menschen einzig allein gestattet war, seine Scholle redlich zu bebauen und

mühsam zu bedienen, um ihren kargen Ertrag für sich und die Seinen zu verbrauchen, im wechselseitigen Spiel mit einem notwendigen, anspruchslosen Handwerkertum, dessen Entlohnung für geleistete Handfertigkeiten an Werkzeugen des Alltags im sittlichen Rahmen verbleiben mußte, in jenem Rahmen, der im Beichtstuhl und im Ohr des Geistlichen, als dem Stellvertreter Gottes auf Erden, endete.

Doch jene Sittlichkeit Tartars, die ihm sein eigenes Handeln hätte kontrollieren oder unterbinden können, war nicht so ausgeprägt wie etwa bei Kaspar. Kaspar unterlag einem ausdrücklichen Gelübde und einer voraufgegangenen Unterweisung in den Gesetzen der göttlichen Besitzung. Tartar dagegen wußte nicht, was Sitte oder Moral im Bildungsinne Kaspars bedeuteten. Er freute sich über Erfolge und diente Gott auf diese Weise, die Spekulationen nicht ausschloß. Tartar kannte lediglich die schablonische Strenge des Kirchengesetzes, dem er in der regelmäßigen Beichte seinen Zoll entrichtete. Doch dieser immer wiederkehrende Vorgang einer Befreiung von jeglicher Sünde im Beichtstuhl machte auch die Sünde selbst zu einer Gewohnheit, welche man schließlich nicht mehr verspürte. Zudem kümmerte sich die Kirche kaum darum, auf welche Weise jemand zu seinem Vermögen gelangte, es sei denn, er betrieb es mit solch primitiven und auffallenden Mitteln, daß es ein öffentliches Argerniß sein mußte. Doch von solch argerniserregender Übung konnte bei Tartar nicht die Rede sein.

Ofter fuhr Tartar mit seinem Pferd an Sonntagen, an denen er nicht im Städtchen zu tun hatte, ins Preußische hinüber.

Mit dem Grenzzoffizial war ja seit dessen Teilnahme an Tartars Hochzeit alles in bester Ordnung. Der Grenzzoffizial hatte längst vergessen, wie brutal er Tartar einstens im Kerker des Städtchens malträtierte. Sie waren vertraute Freunde geworden, der eine infolge seines Amtes, der andere infolge seiner Wohlhabenheit. Eine Durchsuchung des Gefährtes wurde bei Freunden kaum vorgenommen und war bei Tartar auch völlig überflüssig. Man lebte hier in einer zwischenstaatlichen Ruhe und Wohlhabenheit, die es nicht nötig fand, strenge zu sein. Einmal nun kam Tartar aus dem Preußischen zurück, scheinbar vor der Deichsel mit demselben Pferde, mit welchem er hinübergefahren war. Wenn man jedoch genauer hinsah, war es nicht dasselbe. Tartar hatte sein bisheriges Tier drüben gelassen. Er hatte es für ansehnliches Geld verkauft und als billige Zugabe obendrein einen armseligen preußischen Ersatz vor den Wagen gespannt bekommen. Das Geschäft war so überlegt und abgekartet, daß Tartar weder mit dem Ausspannen des alten noch mit dem Einspannen des neuen Gauls auch nur das Geringste zu tun hatte, das ihm vor den Behörden Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Tartar war ahnungslos, er setzte sich lediglich in den Wagen und fuhr nach Himmelwitz von dannen. Die Differenz des Geschäftes ließ den Erwerb zweier solch vortrefflicher Pferde zu, wie das hinübergeschmuggelte

es gewesen war. Pferde, die aus der Donauniederung stammten und in Preußen begehrt waren. Das einträgliche Geschäft wiederholte er oft. Die Gelder brachte er hinüber oder investierte sie drüben in Ackern und Wiesen hart an der Grenze, oder deponierte sie bei Maritschka, die nicht recht wußte, um was es ging, deren Bruder aber mit Tartar im Bunde zu sein schien.

Mit diesen stattlichen Sümmdchen nun nährte Tartar seine baulichen Zukunftsabsichten.

Was aber war mit Kaspar geschehen?

Kaspar ließ sich nicht mehr blicken. Das war eine deutliche Demonstration. Doch mit der gleichen Beharrlichkeit und sittlichen Unbekümmertheit, die es Tartar einstens gestattete, seinen ältesten Sohn wider alle Regeln des Sakraments noch vor der Hochzeit zu zeugen, und danach freimütig zu beichten, also vermessenlich auf Gottes Barmherzigkeit fortzusündigen, verfolgte er seinen Schmuggel weiter, freilich unter der einzigen leitenden Devise, Bauer zu werden, wobei er sich bemühte, hinfort und vor sich selber zu beweisen, daß dieses Händlertum nur bis zu einem gewissen Grade existierte und existieren würde, als seine Pläne es erforderlich machten und seine Würde es genehmigte.

Daher beichtete er alles, soweit es ihm Sünde erschien. Der Schmuggel jedoch erschien ihm keineswegs als Sünde und er beichtete ihn darum nicht. Er beichtete lediglich den Gebrauch lästerlicher Worte und

Lebensarten in den preußischen Kneipen, wo diese Geschäfte abgemacht wurden.

Das Übervorteilen von Behörden galt ihm nicht als Sünde, ebenso das Anhäufen von Geldern.

Wollte er nicht ein wohlhabender Mann werden und ein Haus bauen? Das konnte doch keine Sünde sein!

Seine Familie wuchs immer größer an und zu ihr war Tartar herzensgut. Sie schien auch seine Triebfeder zu sein. Mit einer fast unheimlichen Eifersucht wachte er darüber, daß seine Kinder die deutsche Sprache gut erlernten, und nacheinander steckte er sie, sobald sie das nötige Alter erreichten, in die städtischen deutschen Schulen.

Wo aber blieb Kaspar?

Öfter schon machte Tartar sich auf den Weg, ihn zu suchen und aufzufinden. Auf dem Brautwagen kutschierend, fuhr er die Gegend nach allen Richtungen ab, sich nach einem barfüßigen Bettelmönch erkundigend, der so und so aussähe. Die Leute erwiderten, diesen beschriebenen Mann Gottes sehr wohl zu kennen. Noch vor einigen Tagen wäre er hierzuland gewesen und habe sich in diese oder in jene Himmelsrichtung fortbegeben.

Tartar setzte sein Gespann in der angegebenen Richtung erneut in Gang. Doch jegliches Suchen blieb vergebens. Kaspar zog es vor, sich namenlos durch die Lande zu bewegen, zu betteln, wie sein Gelübde es ihm anbefahl, und sich öfter beschimpfen oder von der Schwelle fortreiben zu lassen, als von der

Wohlhabenheit seines bisherigen Freundes Tartar auch nur das Geringste anzurühren. Denn sein Freund schlug Mittel und Wege ein, die gegen Christi Gebot standen und aus der Sünde, aus der Lasterhaftigkeit geboren waren, in deren Gefolge weitere Untugenden dahergezogen kamen, um die Seele zu verfinstern, ihre Unschuld zu zernagen und ihr Heil zu verwirken. Denn dem Landmann ist es von Gott aufgegeben, im Schweiße des Angesichts die Ackererde zu bestellen, das Vieh sorgsam zu behüten und die Pflanzen des Waldes zu hegen. Darüber hinaus gebietet Gott der Herr Einhalt der menschlichen Begehrlichkeit, und alle Anhäufungen von Besitzümern, von Wohlhabenheiten sind ihm nicht gefällig. Tartar dachte immerfort an den Verschollenen. Wenn die Butterhändlerin, die herunkam in den Ortschaften der Umgebung, in seinem Hause erschien, wurde sie in die gute Stube gebeten. Sie wurde angewiesen, Ausschau nach Kaspar zu halten.

Einmal gab Tartar seinem Knecht sogar den ausdrücklichen Auftrag, eine ganze kostbare Woche lang auf dem Wagen, mit einem Pferd davorgespannt, das Land Mähren kreuz und quer zu bereisen und jede geringste Spur aufzugreifen, um sie emsig zu verfolgen.

Doch Kaspar blieb Jahr um Jahr verschollen.

Die große Wallfahrt

Tartar ist ein wohlhabender Mann im Dorf. Er zählt zu den großen Besitzern. Seine Kinder lernen die deutsche Sprache, Tartar wünscht es mit besonderem Nachdruck, und wenn er eines seiner Sprößlinge auf den Schoß nimmt, dann hört man ihn mitunter launig singen. Er bringt seinen Kindern irgendeine deutsche Liederweise bei, eine Melodie, die er aus Preußen brachte oder von seiner Frau erhaschte, ja, man konnte schon sagen, daß Tartar sich dessen bewußt ist, was er dem Deutschtum seines Dorfes schuldig ist.

Drei Mägde besorgen bereits sein Kindvieh und zwei Knechte seine Säule. Prächtige Säule besitzt er und ein wohlgenährtes Kindvieh. Mit seinem Gesinde spricht er nur in deutscher Sprache, obgleich es deswegen schon zu Auftritten gekommen ist, weil seine Mägde das Deutsche nicht beherrschen und der zweite Knecht den Standpunkt einer Magd einnahm, wofür Tartar tätlich anging gegen ihn und mit ihm heftig rang. Der Bursche war nicht müßig, er schlug seinem Herrn mit der Mistgabel ins Gesicht und schrie dabei alles heraus, was er von ihm wußte.

Tartar mußte lebhaft daran denken, wie es einstens daheim in der Bukowina war, damals als er flüchtete, als der Fluch seines Vaters ihm nachgeschleudert wurde. Es zeigt sich, daß sein Gesinde von seiner Her-

kunft mehr weiß, als ihm lieb ist. Er wird ganz still und beschwichtigend, er fühlt sich diesem lebendigen Gewissen nicht ganz gewachsen. Fast demütig spricht er alsdann das Deutsche, so, als sei es nach seinem Dafürhalten, nach seiner klügeren Erkenntnis doch das Bessere, das er seinen Leuten anempfehle, nicht aus Herrschüchtigkeit sondern aus wohlmeinender Gesinnung.

Sabinchen hat weit eher die Form und den Ton, der angetan ist, die Bediensteten zu verweisen.

Doch das alles vermag nicht viel an seiner nunmehrigen Stellung zu verändern. Einmal läßt ihn der Geistliche kommen. Der Pfarrer? Tartar wiederholt es laut, damit es die anderen hören. Er zieht den besseren Rock an und wäscht sich das Gesicht, kämmt sich das Haar. Dem Pfarrer küßt er demütig die Hand. Der Pfarrer spricht sehr ausgiebig mit ihm. Sie kennen sich ja sehr gut, Tartar geht regelmäßig und viermal im Jahr zur Ohrenbeichte.

Der Pfarrer lächelt wohlwollend, Tartar sei zum künftigen Bürgermeister von Himmelwitz ausersehen. Ob ihm das recht sei? Er steht vor dem Pfarrer, dreht seinen Hut in den Händen und siebert. Seine Worte ersticken ihm in der Kehle. Er nickt nur zur Zustimmung und dann läuft er heim, diese Neuigkeit Sabinchen zu berichten.

Bürgermeister von Himmelwitz.

Warum nicht gar. Längst spricht er ja in der Darlehnskasse ein gewichtiges Wort. Er hat die besten Pferde im Stall, seine Frau ist aus bester, traditioneller

deutscher Familie und seine Kinder lernen die deutsche Sprache sehr gut. Längst schon dachte er daran, seinen Namen zu erweitern, wie Sabinchen es meint. Also in den Papieren aus der Bukowina steht es schwarz auf weiß.

Auf seinem Anwesen häufen sich schon allerlei Maschinen, bewunderswerte Erfindungen, die es drüben in Preußen gibt. Eiserne Pflüge, Göpelgetriebe, ein Dreschsaß, eine Maschine zum Verschrotten von Getreide für die Viehfütterung und handwerkliche Behelfsmittel für die Stellmacherei.

Vater Sulda bekam eines Tages die allerfeinsten blitzblanken Radwerke in seine Werkstatt angeliefert und montiert. Er kann sie an Stelle seines bisherigen altertümlichen Arbeitsbockes verwenden, auf dem er die einzelnen Holzteile ein ganzes Leben lang mühsam zurechtdrehte, zurechthobelte und hämmerte.

Für Tartars Kinder gibt es Spielsachen aus Preußen. Eisenbahnen zum Aufdrehen, damit sie auf kreisrunden Schienensträngen laufen, auch bunte Räder mit einer blinkenden Klingel inmitten. Und das ist ganz was anderes, als bisher in Himmelwitz üblich, wo die Jugend mit alten Faßreifen oder schweren, gesprungenen Radrahmen ihr beliebtes Spiel betrieb.

Peter, Tartars ältester Sohn, ist nun bald zwölf Jahre alt. Voriges Jahr war er zur ersten Beichte. Heuer zu Ostern wird er kommuniziert. Ihm folgt an Jahren Andreas mit zehn, Jakob mit acht, Johann mit sechs, Anton mit vier, Clementin mit zwei. Als letztes eine Tochter namens Blondina, die noch im Kissen steckt.

Die älteren Geschwister können der Mutter im Haushalt schon allerlei Hilfe leisten. Sie können im Herbst das Vieh auf die Weide treiben, damit die Mägde zu anderem Tun die Hände frei bekommen.

Fünf Stück milchgebende Künder stehen im Stall. Bisher hat Tartar fünfundzwanzig Morgen Acker zusammengekauft. Das ist fürwahr eine stattliche Zahl. Die Parzellen liegen zerstreut über der Himmelwitzer Gemarkung, Tartar bemüht sich eifrig um einen Austausch, um eine Zusammenlegung. Drei Pferde nennt er sein eigen, ein Jungfüllen obendrein. Zwei Knechte sind im Hause, drei Dienstmädchen stehen Sabinchen zur Seite und alle Geschäfte Tartars stehen gut. Er pachtete in der Nachbarschaft eine Gemeindejagd und läßt sich an manchen Tagen mit der überschulterten Flinte durch seinen Knecht zur Bockpirsch fahren.

Tartar, ein wohlhabender Herr aus Himmelwitz.

Schriftliche Eingaben, die im Städtchen und auf den K. und K. Ämtern zu erledigen sind, besorgt bestens der Grenzoffizial, der öfter Gast von Tartar ist, mit ihm zuweilen die Jagd besucht und vielerlei Vorteile aus dieser Freundschaft bezieht. Sabinchen läßt kaum eine Woche verstreichen ohne um dessen Familie nicht tatkräftig bedacht zu sein, und ihre Kinder besorgen regelmäßig die Butter hinüber, die Eier, auch etwas vom Rauchfleisch, oder im Herbst das Gemüse, die Früchte des Gartens, Apfel und Birnen und andere Dinge.

Tartar nun, der also Bürgermeister geworden ist und dafür des Sonntags als erster den Dpfergang um

den Altar eröffnet, zeigt sich mehr und mehr dazu entschlossen, sein Anwesen vollkommen umzutrennen. Vater Gulda, den er eines Tages mit dieser Neuigkeit überrascht, sträubt sich dagegen sehr. Denn ein ganzes Leben lang sei es so gegangen, wie es heute geht, und es möge daher in Gottes Namen weiter so gehen bis zu seinem seligen Ende. Nein, Vater Eleonora möchte zu seinen Lebzeiten Ruhe haben. Nach seinem Tode könne Tartar ja machen, was er wolle.

Tartar beginnt zu prahlen. Er versichert seinem Schwiegervater, daß eines Tages die alte Burg da droben auch wieder zu dieser Hausnummer gehören werde. Wenn er wolle, sei die Pudelmütze bald mit den Dukaten angefüllt, die darin fehlen. Vater Gulda lächelt und schaut seinen verteuflten Schwiegersohn an.

Es zeigt sich in der Folgezeit, daß die Besitzverhältnisse des Anwesens eigentlich noch gar nicht geregelt sind. Vater Gulda fängt behutsam davon an, daß es wohl an der Zeit wäre, notariell und schwarz auf weiß alles zu ordnen. Er kommt seinem Schwiegersohn darin entgegen, denn dieser hat bis zum heutigen Tage allein aus der menschlichen Situation freie Hand bekommen.

Tartar begibt sich zum Grenzsoldat und dieser leitet alles Notwendige im Städtchen ein. Sabinchen wird Besitzerin zur Hälfte. Zur anderen Hälfte Tartar.

Das ist auch die Zeit, da Peter, der Älteste, nachdem er vor einem Jahr zur ersten Beichte gewesen, zur ersten Kommunion geht.

Deswegen fährt Tartar ins Städtchen. Alles Notwendige wird eingekauft, die Schuhe und der Hut, der Kragen, der weiße Schlips und der Stoff zu einem Anzug, welcher zweireihig werden soll.

Am Tage der Kommunion nun schmückt Tartar eigenhändig seinen Ältesten, ihm dabei fortgesetzt allerlei sittliche Ermahnungen auf den Weg mitgebend und dann, nachdem er den Hut auf dem Kopfe trägt und die Kerze in der Hand, an seiner Seite mit Sabinchen in die Kirche schreitend, wo zu diesem höchsten Feierakt im bisherigen Lebensabschnitt von Tartars ältestem Sohn und dessen Generation nach dem Meßamt eine feierliche Prozession stattfindet und Tartar dabei in seiner Eigenschaft als Bürgermeister, auch als Kirchendeputierter und nicht zuletzt als Vater eines Kommunikanten mit der Dreieinigkeitsfigur in den Händen paradiert und derartig eine weit sichtbare Ehrenrolle spielt.

Und siehe: keiner der anderen Kommunikanten trug einen zweireihigen Anzug, außer Tartars Sohn.

Onkel Melchior aus Preußen läßt sich nach langer Zeit wieder einmal sehen. Onkel Melchior trägt schwarze Hosen mit breiten, roten Bisen. Er grüßt dauernd durch Anlegen der rechten Hand an das Müssenschild. Alles ist vergnügt über seine Übung, die Kinder machen es ihm nach. Doch Onkel Melchior bleibt tödlich ernst bei seiner Verrichtung. Er hat den Kopf voll ungewohnter Ideen, er ist ein Preuße und als man wissen will, was denn aus Onkel Baltasar

geworden sei, weiß er zu berichten, dieser sei in einer großen preussischen Stadt. Dort stelle er in einem Kegellub die Regel auf, welche die Vereinsmitglieder umzukgen pflegen. Das wäre ein feiner Posten, ja, Onkel Baltasar ginge es gut.

Wo denn aber Kaspar stecke?

Man sagt es ihm, daß Kaspar sich seit Jahren nicht mehr blicken lasse. Dazu nickt Onkel Melchior mit einer mitleidigen Gebärde, ja. Man hätte schon immer gewußt, daß ihn einmal der Teufel holen würde. Wenn man sich verpflichtet, barfuß landein, landaus herumzubetteln. Nein, so was könnte einem in Preußen nicht passieren. Dort sei man in allen Erkenntnissen schon etwas heller und etwas weiter.

Tartar hört sich das an, wie Melchior von Kaspar daherredet. Er schaut ihn plötzlich an, um zu fragen:

„Was tust du denn so, Schwager?“

„Ich habe eine Kommission.“

Tartar weiß nicht, was das sein könnte, eine Kommission. Melchior spricht nur in vagen Andeutungen. Wie es scheint, betreibt er etwas Ähnliches wie eine Vertretung für Uhren. Es zeigt sich, daß er die Taschen voll von Uhren hat, welche er herumzeigt. Tartar möchte davon etwas kaufen. Nein, das ginge nicht, denn das seien nur Muster. Muster? Auch was ein Muster ist, weiß Tartar nicht. Tartar könne sich aber etwas bestellen und er bestellt sich selber zwei, seinem ältesten Sohn eine und Vater Elementin auch eine. Das Geld hierfür händigt er Melchior gleich aus.

Melchior geht nach Tagen wieder, nachdem er in der Dorfschenke kräftig gezecht.

Tartar machte ihm zwischendurch das Angebot dazu bleiben, um bei guter Entlohnung mitzuhelfen am Aufbau des Hauses. Doch da kam er bei Melchior schön an. Von ihm und von den Uhren war alsbald nichts zu sehen und zu hören.

Tartar hatte die Pläne im Städtchen bestellt. Der erste Knecht fährt schon seit Tagen Sand herbei, der auf dem Platz vor der Werkstatt angehäuft wird. Der zweite Knecht holt Kalk in der Stadt, dessen Ablöschen sofort vorgenommen wird. Beide Gespanne gemeinsam fahren danach unentwegt die Ziegeln aus einer entfernt gelegenen Ziegelei.

Tartars Bauplan sieht eine völlige Umgestaltung des Grundstückes vor. Der Platz vor der Werkstatt ist in die Bebauung einbezogen, um ihn herum werden die massiven Gebäulichkeiten im Halbrund stehen, am Ende des Bohnflügels auch eine Kapelle, die dem heiligen Augustinus geweiht sein wird. Das sagt Tartar und bestellt im Städtchen ein Standbild dieses Heiligen in Lebensgröße, eine Arbeit, die ein Tischler übernimmt, der sich ansonsten damit beschäftigt, neben den alltäglichen Gegenständen auch Madonnen zu schnitzen und Christenkreuze.

Die Handwerker findet Tartar unter den Musikanten des Bruder Siebenmalseven.

Bruder Siebenmalseven ist Maurerpolier. Ihm zur Seite steht Bruder Zusammen und die Zahl der Leute wächst auf zwanzig an. Mit ihnen werden die alten Ge-

bäulichkeiten stückweise abgebrochen, es wird nach einem taktischen Plan vorgegangen und der Abbruch der bisherigen Wohnbaulichkeiten zuletzt vorgenommen. Tartar bekommt vom Volk einen Beinamen, welcher sich auf seine zahlreichen Bauvorhaben bezieht. Sie nennen ihn den Baumeister.

Freilich wird zu Fronleichnam zwischendurch der alte Wagen als Kapelle hergerichtet. Die fromme, singende Gemeinde zieht zwischen den baulichen Ausschürzungen, kniet inmitten des Vorhabens, Tartar schreitet mit der Dreieinigkeitsfigur unter ihnen und hat den Blick gegen den Boden gerichtet und er spürt, daß aller Gedanken auf ihn gerichtet sind.

Zum Herbst steht das neue Anwesen im Rohbau vollendet da. Tartar, der wohlhabendste Mann von Himmelwitz, zieht in das stattlichste Haus von Himmelwitz, an welches eine fromme Kapelle angebaut ist, dem heiligen Augustinus geweiht. Der Transport der hölzernen Statue und ihre Unterbringung in der Kapellennische wurde ein allgemeines dörfisches Fest. Tartar bestellte und bezahlte mehrere Geistliche der Umgebung zu einem Weiheakt, der an einem Sonntagnachmittag vorgenommen wurde, mit feierlicher Prozession der Kirchengemeinde. Tartar trug der Geistlichkeit die Dreieinigkeitsfigur voran.

Nach den kirchlichen Verrichtungen gab es einen Festschmaus im neuen Hause, wo neben den Düften der Kuchen und Karbonnaden alles nach Farbe roch, nach frischen Brettern und feuchtem Mörtel. Für die Abwesenden spendierte Tartar echtes Pilsner Bier in

der Himmelwitzer Schenke. Er bezahlte dazu auch die Musikanten des Bruder Siebenmalsieben, die bis in die tiefe Nacht hinein wacker zum Tanze bliesen.

Der Neubau wurde allseits sehr bewundert und gelobt. Ohne viel Unterbrechung seiner Getreidegeschäfte, konnte Tartar ihn noch im Herbst gänzlich beziehen und in der geräumigen Scheune stapelten sich die prallen Säcke für den Kaufmann in der Stadt.

Allein bei Maritschka blieb alles beim alten. Sie kam zu den gegebenen Zeiten angetrippelt um weiter zu wandern, sie machte ihre munteren Bemerkungen, und wie es Tartar schon längst schien, war sie auch der einzige Mensch, der über Kaspar's Verbleib näher unterrichtet war. Daher unternahm es Tartar immer wieder, ihr das behütete Geheimnis zu entlocken, in sie hineinzureden. Denn Kaspar müßte doch Anteil nehmen an allem, was Tartar so glücklich vollbracht, Kaspar müßte alles sehen, das neue Haus, die neue Scheune, die Werkstatt und die Kapelle.

Maritschka musterte ihn vergnüglich, als wollte sie ihm versichern, daß alles durchaus stimme, daß er wohlhabend sei, Geld und Gut besäße und er be- rauschte sich mehr und mehr daran, auszumalen was war und was noch werden sollte.

Warum sie denn zu Fuß laufen wolle? Das sei doch nicht nötig, das könnte man anders machen. Er wolle seine Pferde in den Wagen einspannen und sie nach Südmähren kutschieren. Tartar ereiferte sich, er wurde sprunghaft in seinen Gedankengängen. Er rief nach

seiner Frau, nach Vater Gulda und Mutter Blondina. Er hatte einen glänzenden Einfall. Man wolle gemeinsam mit Maritschka zur Wallfahrt reisen.

Vater Gulda fand seinen Entschluß reichlich überstürzt. Man fahre doch nicht Hals über Kopf zur Wallfahrt. Maritschka selber war auch nicht für Tartars Reiseplan. Sie wolle ruhig zu Fuß dahin wandern, wo ihr Ziel sich befände.

Tartar drang in sie heftig ein, doch zu warten. Bis morgen früh brauchten Sabinchen und Mutter Blondina Zeit, um sich würdig vorzubereiten. Morgen früh wolle man mit dem Wagen loskutschieren. Das sei das bequemste und viel schöner als zu Fuß.

Doch Maritschka blieb hartnäckig und fest. Sie müßte noch am heutigen Tage und zu dieser Stunde weiterziehen. Das habe sie damals der Muttergottes gelobt und dem Gelübde bleibe sie unerschütterlich treu bis an ihr seliges Ende.

Sie geht auch gleich von dannen. Tartar, der sehen muß, daß es nicht möglich ist, sie in irgendeiner Weise zu bestimmen, gibt jedoch seine Absicht nicht auf. Je mehr sich ihm diese Welt versperrt, welche ein Hauch ist von jener Kaspars, um so ungestümer dringt Tartar auf sie ein. Und er ruft der Wallfahrerin, als sie schon um die Augustinuskapelle abbiegt ins Dorf, nach, daß man sie morgen zur nachmittäglichen Stunde mit dem Wagen eingeholt und daß sie sich alsdann sicherlich eines besseren besonnen haben würde. Maritschka läßt zur Antwort nur ihr klingendes Sacken

ertönen und abermals den frommen Gruß: „In Gottes Namen.“

Bald ist sie zum Dorf hinaus, im anhebenden Walde verschwunden.

Die Vorbereitungen für diese so plötzlich beschlossene Wallfahrt werden von den Frauen emsig betrieben. Es steht fest, daß man morgen etwas eher als sonst zu Mittag essen will und danach im Brautwagen Sabinchens davonführe, von Tartar kutschiert. Es ist schon eine ungewöhnliche Wallfahrt, die da vonstatten gehen soll. Ihre sonstigen Merkmale, denen eine Beichte vorangeht, der Segen, den der Geistliche zu geben vermag, unterbleiben. Allein Mutter Blondina begibt sich am anderen Morgen in die Kirche, während Sabinchen den Henkelkorb anfüllt mit Fleisch, gebratenen Hühnchen, mit rasch gebadenem Kuchen, Butterbrotten und Obst. Man setzt sich zum gemeinsamen Mittagessen hin, Sabinchen gibt den Mägden noch einige letzte Anweisungen, die Pferde sind schon angespannt, der Wagen steht vor dem Hoftor. Als man Platz genommen hat und durchs Dorf fährt, kreuzt in einiger Entfernung Bruna den Weg. Mutter Blondina bekreuzigt sich und seufzt. Sie äußert ihre Bedenken, oh Gott. Bruna ist am Zaun stehen geblieben, blickt zur Erde und scheint etwas vor sich hinzumurmeln, dabei speit sie einige Male aus. Tartar treibt die Pferde an zu leichtem Trab. Er hat die Mutter beschwichtigt. Als die Mittagsglocke ertönt, ist man schon eine ziemliche Strecke weit im Walde, das

Geläut von Himmelwitz ist nur ein schwach vernehmbares, metallenes Verflingen.

Der Wagen rollt dahin, die Vögel singen. Die Eltern haben ihre Rosenkränze vorgezogen, sie beten. Das Krauschen der Bäume des Waldes kommt in unablässigem Zuge über die Straße, um immer wieder an den Geräuschen des Wagens abzuprallen. Tartar hält Ausschau nach Maritschka, die bald zur Rechten oder zur Linken der Landstraße auftauchen müßte. Jedoch vergebens. Maritschka läßt sich nicht blicken.

Das ist das mährische Land!

Der Wald hört auf und das Feld hebt an. Seine Menschen voll asiatischer Behendigkeit, voll slawischem Fatalismus, sprudelnder Geschwätzigkeit und linkischer Verlegenheit, gleichsam aber mit einem österreichischen Schmelz bedacht und einem traumhaften Abklang historischer Gebräuden und vielseitig abgerundet, die Straßen umstanden von den unzähligen Statuen des heiligen Nepomuk. Das ist das Land, in dem das jüngste Gericht stattfinden wird nach einer alten Überlieferung, Land zwischen Preußen und Osterreich, wissend um seine geschichtlichen Notwendigkeiten, voll geheimer Liebe für das Deutsche und voll Gemüthlichkeit.

Seine Fruchtbarkeit und seine christliche Geruhfsamkeit sind die Segensattribute an Europa . . .

Der Abend senkt sich über das mährische Land. Tartar ist müde vom fortwährenden Ausschauen nach Maritschka. Das monotone Surren des Wagens, die

rhythmischen Geräusche aus den Achsen machen ihn schläfrig. Sabinchen neben ihm ist eingenickt, die Alten da hinten haben das eintönige Murmeln der Vaterunser eingestellt, sie scheinen ebenfalls zu schlafen. Doch jetzt regt sich Sabinchen schon. Sie schrie auf im Schlaf, sie erwachte verstört und klammert sich an ihren Mann. „Mein Gott, wo bin ich“, ruft sie aus.

„Sei ruhig, Sabinchen, du bist doch bei mir. Du bist bei uns“, spricht Tartar, er beruhigte sich. Sabinchen dagegen beruhigte sich lange Zeit nicht, sie spricht zusammenhanglos von einem häßlichen Traum, von einer Maschine und von Bruna.

Und weiter surrt das Gefährt in seinem Schlummer-tempo in die Nacht.

Die Zeit geht dahin. Jetzt macht Tartar ein Nickerchen. Die Pferde schleifen die Zügel, sie ziehen im lässigen Trott dahin. Tartar träumt. Er ist in Kalvaryja, es ist im Stall. Der Vater hat die Düngergabel gegen ihn erhoben, sie ringen miteinander, Tartar flüchtet, der Vater hebt die Hand zum Fluche. Tartar rennt barfuß aus Kalvaryja hinaus, westwärts und immer weiter.

Im Walde hört er plötzlich ein furioses Galoppieren und schaut sich um. Prinzessin Goldhaar aus dem Märchen kommt angefahren, in einer Kutsche von fünfundzwanzig Pferden gezogen. Die Räder ihres glitzernden Wagens sind gepolstert und jetzt hält sie direkt vor Tartar. Tartar hat doch keine Zeit, er muß weiterflüchten, er muß dem Bannfluch seines Vaters entgehen, er sagt es ihr, aber sie erwidert, das träre

sich ja grad fein, er solle nur ruhig einsteigen, die fünf- undzwanzig Pferde brächten ihn schneller fort als er dächte. Tartar steigt ein und die Fahrt geht los. Die Pferde fliegen davon, Tartar sieht, daß sie immer schneller fort vom Wagen, in der Straße versinken. Tartar versuchte zu schreien, doch die Prinzessin stoppte ihre fünfundzwanzig Pferde nicht und konnte sie nicht stoppen, denn es waren keine Pferde. Lautlos, ohne Pferde flog der Wagen auf seinen gummigepolsterten Rädern dahin. Ihn kitzelte es um die nackten Füße. Er zitterte an allen Gliedern, weil er doch nur ein dünnes Hemd und eine zerschlitzte Hose am Leibe trug. So bat er und flehte sie an, endlich innezuhalten in der Reise und ihn im Walde abzusetzen, sie aber reagiert nicht auf sein Flehen und Betteln. Der Wagen fuhr im Gegenteil noch schneller. Dörfer tauchten auf und verschwanden. Kirchen, Klöster, Statuen vom heiligen Nepomuk, Kreuzwegandachten, Hühner liefen mitten in das Gefährt hinein, Kühe wurden umgefahren, aber die fünfundzwanzig Pferde waren nicht mehr da. Ein neues Dorf tauchte auf, um sofort wieder zu versinken, mit allem Spektakel des kreuchenden und fleuchenden Geviehs. Die Menschen huschten im Nu vorüber, die vor ihren Katen standen und sich wunderten.

Und jetzt spürt Tartar eine lange Hand im Nacken. Das ist die fluchende Hand seines Vaters, sie hat ihn trotzdem eingeholt. Doch die Kutsche saust in ein Städtchen hinein, ein Gendarm kommt angelaufen, er schreit im Namen der Kaiserlich Königlichen Befehle,

aber die Kutsche fährt noch wilder rund um den Marktplatz herum, aus dem Offizial springen andere Soldaten heraus, sie haben einen geöffneten Niefensack, in diesen Sack hinein fährt die Kutsche, es wird finster. Tartar fühlt sich in die Luft gehoben und schließlich aus dem Sack geschüttelt, der Gendarm hält ihn fest. Doch die Prinzessin sagt dem Gendarm, er sei auf der Flucht aus Kalbaryja und der Gendarm schreit, jaja, kennen wir. Ein Schlawiner ist dös.

Er wird in Ketten gelegt und abgeführt. Der Unteroffizial schreit und schimpft, will fortgesetzt wissen, was Tartar hier zu suchen hätte und versichert, daß alles Schlamperei sei. Dann kommen noch viele andere Amtsgewaltige. Sie berühren Tartar, zerren an seinen Gliedern, reißen ihm die letzten Fetzen vom Leibe, schlagen mit derben Krücken auf ihn ein, erteilen ihm Fußtritte und gestikulieren zwischendurch, als seien sie sich selber gar nicht einig, was ansonsten mit dem Mißhandelten anzustellen sei. Nichtsdestotrotz bekommt er nebenbei noch so manchen heimtückischen Eselstritt.

Doch plötzlich wird es hell. Wie vor dem Schall der Posaunen von Jericho fällt der Kerker zu beiden Seiten auseinander. Die vielen Büttel flüchten davon, etwa wie die heidnischen Wächter aus der Bibel, welche das Grab Christi bewachten. Und von oben dröhnt eine Stimme, sie ruft: „Christus ist erstanden“, dann spielt die Orgel im Kirchlein von Himmelwitz Hallelujah. Tartar geht würdig neben dem Baldachin und hat die Dreieinigkeit in den Armen, die Gefänge heben ihn aus der Prozession in den Wagen der Prinzessin und

er fliegt wieder irgendwo davon, ins stumme, flache Land, wo die feierlichen Glocken nicht mehr läuten, wo der Wald schweigt und die Natur zu schlafen scheint. Und mitten in diesem Walde, auf einsamer Straße steht die Kutsche still. Die Prinzessin steigt aus, sie geht die Straße hinauf, als suchte sie etwas. Tartar steigt aus. In den Händen hält er immer noch die Dreieinigkeit, er singt ein Wiegenliedchen, Schlafe mein Kindelein, schlaf, er sieht die fünfundzwanzig Pferde leblos auf der Straße liegen und rechnet ihre Anzahl nach, er rechnet weiter, rechnet, rechnet. Es ist tiefste Nacht. Im Walde ist alles still und einsam. Nur das Kauschen lebt.

Doch da kommt die Prinzessin den Weg zurück. In ihrer Begleitung befinden sich Maritschka und Kaspar. Tartar möchte ihnen etwas entgegenrufen, doch er kann nicht, er möchte vor Freude winken, doch seine Hände sind gefesselt. Wo ist denn auf einmal die allerheiligste Dreieinigkeit geblieben? Er möchte ihnen entgegeneilen, doch an seinen Füßen hängen schwere Eisengewichte. Tartar ist eingesperrt, er erwacht . . .

. . . er hat die Augen weit aufgerissen und schreit mit überwirklichem Organ, er brüllt wie ein Tier, er ruft den Namen seiner Frau und greift nach ihr. Denn zur Linken kommt ein gewaltiges Licht auf ihn zu, die ganze Hölle scheint es zu sein, die sich zusammentat in einem fauchenden, zischenden Riesenungetüm. Das ist der Fluch seines Vaters, der aus den Tiefen der Unterwelt sich auf den Weg gemacht in der Nacht, das ist die Sünde, die er beging, als er das heiligste Sakra-

ment der Ehe übertrat, das ist das Gesetz mit Klauen und Krailen, welche ihn endlich fassen, weil er fünf- undzwanzig Pferde und noch weit, weit mehr verschleppte und weil er mit Getreide schacherte wie ein Jude . . . Tartar schreit, er ist von seinem Kutschbock hochgesprungen, er peitscht um sich, peitscht in den Hintergrund des Wagens, wo sich nichts regt und wo nun ein gleiches Geschrei sich erhebt, und jetzt fühlt er sich an den Händen, um die er die Pferdeleine gewickelt hat, fortgerissen, Sabinchen ist seiner Umklammerung entwunden, das Ungetüm öffnet weit seinen Rachen und schlägt mit der Zunge in den Brautwagen, ein Blitz und ein Donner Schlag zugleich überfallen das Gefährt . . . Sabinchen . . . Sabinchen . . . Vater . . . Mutter . . . Sabinchen . . . schrie Tartar und wurde an den Händen fortgeschleift aus dem heißen Rachen, dessen glühende Zähne ihn stießen und fortbliesen und wie einen Spielball in die Höhe warfen. Er purzelt, und vor ihm scheint der Satan die Gänge fortzupeitschen, hinter ihm aber ist die Nacht taghell erleuchtet, etwas Schreckliches ist geschehen, mein Gott. Tartar kobolzt in die Finsternis hinaus, er winselt und juchzt, jetzt flucht er, und immer weiter geht die Höllenfahrt der Pferde, der Teufel hat ihn am Kragen, jetzt betet er, Maria Muttergottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes, hei, Tartar steht auf den Füßen, er stemmt sich gegen die Fahrt, er zerzt an der Leine, sie reißt und schleudert ihn zurück und vorn in der Nacht flieht wiehernd das Höllengespann.

Seine Hände sind wie abgèsägt, die Leine klappt in ihrem Fleisch, hinter seinem Rücken zittert die Erde und dröhnt. Das Ende der Welt scheint gekommen zu sein, die Stunde, von der Mutter Blondina noch vor kurzem gesprochen.

Was ist geschehen? Wo ist Mutter Blondina geblieben? Wo ist der Vater? Wo ist Sabinchen?

Tartar schreit den Namen seiner Frau und kommt in langen Sätzen auf das Licht zugestürzt, doch man hält ihn fest, man hindert ihn, näher an das Unglück heranzugehen. Er ruft den Namen seines Weibes weiter und der Wachthabende gibt zur Antwort: Vorbei.

Tartar, der die Absicht hatte, die ganze Nacht im bedachtsamen Erott zu fahren, war an einer sorglos offen gelassenen Schranke vom D-Zug erfaßt worden, der von Berlin unterwegs war nach Wien. Dieser verließ in der Abenddämmerung die preussische Grenze und bahnte sich südwärts seinen Weg durch das Hüggelland des Gesenkes, als er das weite Flachland erreichte, war tiefe Nacht, dann knirschten die Bremsen, Tartars Brautwagen bewegte sich mitten über das Geleise, die Lokomotive bremste, warf sich auf das Gefährt und überwarf sich seitwärts, Sabinchen, Vater Gulda und Mutter Blondina unter sich begrabend, sie mit den Wagenplanzen tief in die Erde stampfend, voll Jörn und bebender Wut.

Das lasterhafte Geschrei der aufgeschreckten Fahrgäste, der Maschinisten und sonstigen Funktionäre ist um Tartar, der seine Hände immer noch gebunden

hat und in die gerissene Seide schmerzhaft verwickelt. Mit geiferndem Gebiß und zuckendem Mund steht er da, sie beschimpfen ihn, sie stoßen ihn davon in ein amtliches Haus und beginnen dort nach allerlei Dingen zu fragen, und er weiß nichts, gar nichts, nur daß er von der Prinzessin träumte, von Kaspar und von der Maritschka.

„Das Träumen ist unzulässig“, schreien sie ihm ins Gesicht. „Wir werden dir das Träumen ein für allemal austreiben“, fügen sie hinzu und suchten ihm mit den Händen vor dem Gesicht herum. Er aber denkt nur an Sabinchen, und von Sabinchen spricht niemand, von Sabinchen ist überhaupt keine Rede. Er will zu Sabinchen, doch sie geben ihm gründlich zu verstehen, wie wenig er zu wollen hat. Auf dem Wagen zu schlafen und auch noch etwas wollen, das wäre allershand.

„Hohe Herren“, versucht er zur Antwort zu geben. „Weil ich doch Bürgermeister bin, in Himmelwitz. Fragen Sie doch den Pfarrer, er wird es Ihnen auch sagen. Und in der Darlehnskasse bin ich auch drin.“ Er erzählt ihnen von seiner Getreideagentur, von der Dreieinigkeitsfigur, die er zu tragen hätte, da er auch Kirchendeputierter sei, und er versuchte zu erklären, wie es war. „Also wir wollten die ganze Nacht fahren und man nickte etwas ein, oh mein Gott.“

Andere kommen hinzu, sie beginnen von neuem zu fragen, und sie sagen gemeinsam, daß er an allem Unglück schuld sei.

Zartar schweigt, er kann keine Worte mehr finden, er denkt, ja, das ist der Fluch seines Vaters. Dieser Fluch hat ihn am Ende doch eingeholt und Sabinchen mußte es, ohne ihn fortzustossen, und er weint, während sie das Unglück auf vielen Bogen Papier beschreiben. Die Herren beraten miteinander, sie streiten sich schon und finden es merkwürdig genug, daß sich alles nur nach der einen Seite auswirkte, und zwar nach der falschen. Das bezeichnen die Sachmänner als umstürzende Erkenntnis. Denn alle tabellarischen Schwerkraftsberechnungen der Kaiserlich und Königlich Eisenbahnen sind außer Kraft gesetzt, wogegen niemand davon spricht, wie das mit der Schranke war, die solch einen Weg zur nächtlichen Stunde abzusperren habe, wenn der preußische Zug gegen Wien dahingebraust komme.

Das Unglück selbst aber schreit immer schrecklicher ins mährische Land hinaus. Die große Aufregung wächst über Mitternacht und steigert sich mit den Morgenstunden. Langsam verblässen die Sterne des Himmels und jetzt, im wachsenden Morgenrauen, läßt sich die Ansammlung der Menschen übersehen, welche das Unglück umstehen und lebhaft bereden.

Die Lokomotive liegt umgestürzt mitten auf der Straße, sie verröchelt aus vielen Öffnungen ihren letzten weißen Dampf und einen schmutzigen Rauch dazu. Die Umstehenden wundern sich, warum die Schranke nicht geschlossen war, andere wissen, daß der Bauer auf seinem Wagen geschlafen habe, es geht das Gerücht, unter dem Vorwand einer Wallfahrt

habe ein Bauer aus Preußen seine Frau und Schwiegereltern getödet und sie vom Schnellzug überfahren lassen. Er hätte sich in den Besitz des Vermögens der Getödeten setzen wollen.

Einem Preußen sei so etwas ohne weiteres zuzutrauen, wußten die Umstehenden. Doch andere wußten, daß es gar kein Preuße sei, vielmehr ein Ruthene.

Ruthene oder Preuße, das sei einerlei, zuzutrauen sei es beiden, pflichteten einige bei. Warum man nicht die Straße endlich freigäbe? Die Bauern wollten doch aufs Feld. Man erfinde Eisenbahnen und lasse sie auf die Straße stürzen, den armen Leuten vor die Nase. Weiß Gott, was sich da zugetragen habe. Der Teufel habe ganz gewiß seine Hände im Spiel. Preußen und Ruthenen brächten doch keinen Segen ins Land. Das beste ist, man bleibe unter sich.

Als die Sonne vom Himmel herunterschien und diejenigen der Wartenden, welche es ganz besonders eilig hatten, zu beiden Seiten des Unglücks einen Weg fanden, um hüben und drüben auf die Felder zu kommen oder in die Dörfer, kam Maritschka des Weges angetrippelt. Ihr Weg führte ja seit vielen Jahren hier vorbei. Sie hatte dort übernachtet, wo sie seit überlieferten Zeiten zu übernachten pflegte, in einer verfallenen Jagdhütte des Waldes. Als sie den Weiterweg plötzlich versperrt fand und die grausige Ansammlung erblickte, wäre sie am liebsten daran vorbeigezogen, um Gott und den Menschen kein Argerniß zu geben und sich einzumischen in Dinge, die allein der sündhaftesten Welt etwas bedeuten konnten. Maritschka

wollte heut im nächsten Kirchendorf beichten und kommunizieren, das pflegte sie auf ihrer Pilgerreise jeweils dreimal zu tun, um in den Zwischenträumen um so unbehelligter zu sein von den Versuchungen der Welt und ihrem lasterhaften Schauspiel.

So auch hier dachte Maritschka nur daran, wie es möglich wäre, an dem Unheil vorbeizukommen und einen Umweg ausfindig zu machen. Sie zwang sich daher, ihre Augen nicht mehr dorthin zu richten, als ihr Blick auf eine Wagenplanke fiel, auf ein buntemaltes Stück Brett, das ihr bekannt war und das ihre Sinne in eine plötzliche Glut versetzte.

Wie kam denn Sabinchens Brautwagen hierher? Was mag geschehen sein? Maritschka dachte nicht mehr an ihre Vorsätze, sie machte das Kreuzzeichen und rief die Namen Jesus Maria und Josef zu Hilfe und hastete mitten in den Haufen hinein, in das Unglück, welches sie unheimlich interessierte. Ihr suchendes Auge fand weitere Trümmer des Wagens, und eine Ahnung wurde ihr Gewisheit. Mit lebhafter Gesticulation gab sie dem Wachhabenden zu verstehen, daß sie den Wagen kenne, daß sie wüßte, wem der Wagen gehörte, und der Wachhabende nahm sie am Arm mit nach vorn, wo einige andere herumstanden und darüber berieten, wie man das Ungetüm der Lokomotive wieder auf die Räder brächte. Dann kamen die Offiziale aus der Stadt, sie sahen alles nach, der Bezirksmedikus stellte fest, daß es ein großes Malheur sei, und die Umstehenden wurden abgefragt, was sie wüßten, doch niemand wußte etwas Gescheites,

nur Maritschka, sie berichtete, daß dies der Wagen des Bauern Tartar Bog aus Himmelwitz sei, der mit Frau und Schwiegereltern zur Wallfahrt fuhr und auch sie mitzunehmen gedachte, was sie aber abgeschlagen hätte, denn sie hatte der Muttergottes gelobt, so lange sie lebe zu Fuß zu ihrem Gnadenbilde zu pilgern und nicht per Wagen.

Die Herren geboten Einhalt ihrem Redefluß, sie interessierten sich nur dafür, ob Tartar seine Frau und Schwiegereltern zu töten beabsichtigt hätte. Da machte Maritschka ein breites Kreuz über der Brust und sprach: „Bei der Muttergottes im Himmel und ihrem Sohne Jesus Christus, das ist eine Lüge. Der Tartar ist kein schlechter Mensch.“

Damit gaben sich die Herren zufrieden, Maritschka durfte bis an das Unglück herantreten und da niemand von den Umstehenden dazu imstande war, dem Medikus bei der Hand zu sein, tat sie es. Sie löste mit dem Arzt Hand in Hand Sabinchens zerstückelte, fleischliche Überreste von den Eisenrädern und breitete alles auf einer Wagenplanke aus, auf jener mit dem darauf gemalten bunten Rosenstrauß, welchen Vater Gulda persönlich gepinselt hatte. Viele der Umstehenden bekamen davon weiche Glieder, allein Maritschka zeigte sich mutig und wacker. Später brachten sie Tartar vorüber, der wild um sich schlug und schrie und die Umstehenden wußten auch, daß es sein schlechtes Gewissen war, welches ihn so heftig schreien ließe, jedoch Maritschka wies sie zurecht. Ein schlechtes Gewissen sei es wohl, nicht aber das schlechte Gewissen dieser

entseßlichen That hier, sondern das schlechte Gewissen des eitlen Hochmuts, der ihn eine Wallfahrt per Wagen vorzunehmen veranlaßte und nicht zu Fuß, wie es sein müßte und allein gottgefällig sei. Maritschka war an ihn herangetreten und griff nach seinen Händen, Tartar weinte laut und sie redete ihm zu. Doch die Herren mißbilligten das, sie wollten wissen, was das zu bedeuten habe, Maritschka wurde veranlaßt, ihnen zu wiederholen, was sie ihm sagte. Ja, sie beriethen untereinander, ob man sie nicht gleich ihm einsperrete, denn zwischen den beiden sei etwas nicht geheuer. Und Maritschka mußte ihnen ihre Trostworte wiederholen, die sie Tartar zugestüstert, sie mußte ihnen Wort um Wort wiedergeben, wie ihr Rathschlag an ihn gelautet, und sie gab den Herren Auskunft, daß sie Tartar anheimgegeben, Zuflucht im Gebet zu suchen und nicht zu weinen. Er möge für die so jäh Dahingerafftten inbrünstig beten. Ihre Seelen seien im Fegfeuer und würden der ewigen Seligkeit um so schneller theilhaftig, je gewaltiger sein reines Gebet hinaufdränge in den Himmel, von wo Sabinchen bald als reiner Engel hinabschauen würde auf Tartars Thun und Laffen und auf seine Kinder, die nun ihm allein zur Obhut gegeben seien.

Die Herren waren von Maritschkas Auslassungen nicht sehr erbaut, im Gegentheil, ihre umständliche Abschilderung der ewigen Freuden machte sie nervös, das alles wollten sie gar nicht wissen. Sie begriffen kein einziges Wort und fragten einander mit unwilligen Gebärden, was denn diese Komödie in ihrer ganzen

Simplizität bedeuten sollte. Schließlich begannen sie hinter Maritschkas Worten einen heimtückischen, infamen Streich zu vermuten; nein, wer so oft mit Gelobt sei Jesus Christus grüße wie dieses Weibchen, sei drauf und dran etwas zu vertuschen. Für die Herren existierte kein Fegfeuer, in welchem die Seelen Vater Guldas, Mutter Blondinas und Sabinchens sich läuterten, um einzugehen in die ewigen Freuden. Für sie war Sabinchen nicht eine Seele, die alsbald ein Engel werden würde, wenn nur Tartar fleißig betete, vielmehr war für sie Maritschka eine Beihelferin zum Morde.

Doch als sie damit schließlich anfangen, entwaffnete sie Maritschka mit den geringfügigsten Worten, sie sagte ihnen so einfach wie es gehen mochte, was sie von ihren häßlichen Worten dächte und zu diesem Zweck zupfte sie den stark beschäftigten Bezirksmedikus am Armel. „Da könnt Ihr es hören, wie verblendet ihre Augen sind. Gott hat sie verlassen!“

Und Maritschka sagte es deutlich, daß die Welt ganz gewiß untergehen würde, wenn die Herren es nicht unterließen, ihr die Worte im Munde zu verdrehen. Denn du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten. Sie lächelten zu dieser Predigt mit süßsauren Mienen und meinten, es sei ja nur Spaß gewesen, und als Maritschka ihnen gehörig sagte, sie sollen nur weiter spotten über die Geringsten, doch sie sollten sich ihre Eisenbahn einzäunen, auf daß sie nicht Unheil anrichte unter dem einfachen Volke, hatten sie genug gehört und gingen davon, aber sie nahmen

Tartar mit, indes der Bezirksmedikus fortfuhr in seiner unerquicklichen Arbeit und Maritschka ihm tapfer zur Seite ging.

Maritschka kroch zwischen den Rädern und ungestümen Kolben herum, sie putzte die geringsten Teilchen menschlichen Wesens von dem Eisen und Stahl, um schließlich den Zeigefinger zu krümmen, ein Rad anzuklopfen und den Zeigefinger danach drohend auszustrecken:

„Du du, böse Maschine! Zu was bist du auf Erden?“ Und Maritschka gab dem Rade einen weiteren zurechtweisenden Klaps: „Je schneller um so schlimmer. Was hast du getan? In deiner Blindheit hast du drei gute Menschen getötet, du böse Maschine, du!“

Maritschka war dabei nicht erzürnt oder nachtragend, sie war nicht boshaft gegen die Maschine aufgebracht und sagte es dem Medikus, was ihre Beine wert seien, die sie schon so oft nach Südmähren getragen und zurück.

„Zeigens a bisserl den Fuß“, sprach der Medikus, er sah sich Maritschkas Füße an, deren Sohlen von den vielen Pilgerfahrten breit und ausgetreten waren und deren Muskelansatz an den Waden sich wölbte.

Man war soweit und die fleischlichen Überreste lagen auf dem Brett. Nun hieß es noch die Kleiderfetzen und sonstigen Utensilien zusammenzutragen, man fand noch den Rosenkranz, Vater Guldas Skapulier, Sabinchens Gebetbuch, Tartars lange Peitsche, indes das Protokoll veranlaßt wurde.

Der traurige Nest war die Fuhre nach Himmelwitz, nachdem der Ziskus drei Särge besorgte. Maritschka geleitete die Fuhre. Sie konnte dabei noch singen, und Tränen liefen ihr die Wangen hinab bei dem alten Lied:

Über die Berge schallt . . .

Das Unglück beschäftigte nicht nur die Menschen, es beschäftigte auch die Zeitungen, wo es für und wider Tartar hieß, daß die fehlende Schranke schuld an allem sei, daß Tartar böse Absichten mit seiner Familie hegte und teuflische Pläne mit einer Wallfahrt verband, ein nimmerfatter, raffgieriger und geldbessener Bösewicht.

Daheim vorbereitete Maritschka nun die Beerdigung. Kaspar hatte sich plötzlich wieder eingefunden. Er hatte draußen in der Welt von dem Unglück vernommen, es trieb ihn unheimlich nach Hause und er sah in dem Geschehen einen Wink des Himmels. Kaspar war voll von Selbstzernwürfnis, er verbrachte die letzten Stunden vor dem Sarge der Eltern in zerknirschestem Gebet.

Maritschka, die sich um alle wirtschaftlichen Dinge in Tartars Hause bekümmerte, bat Hochwürden, da Tartar nicht wiederkam, die Bestattung um einen Tag zu verzögern. Sie begab sich ins Städtchen, um mit den Herren zu reden. Der Unteroffizial warf seinen Schalterkasten auf und Maritschka hub an, es sei doch gegen jede sittliche Würde und bäuerliche Überlieferung, einen Christen festzuhalten, indes seine Frau und

Eltern auf der Bahre liegen, das sei eine himmelsschreiende Sünde und Tartar müßte freigelassen werden, damit seine Kinder einen Vater hätten. Das sei gottlos und wenn die Gottlosigkeit schon soweit vorgeschritten sei, käme die Strafe hinterdrein. Tartar sei doch kein Mörder, das müßte sie wissen, sie sei aus Preußen und dort habe man auch Gesetze. Sie hätte ihn damals aufgefunden und in die Familie gebracht, es war ein guter Mensch, aber das Geld habe ihn hochmütig gemacht.

Vor soviel mutigen Worten Maritschkas blieb den Herren der Mund schier offen. Sollte man das Weibchen ihres losen Mundes wegen nicht am besten auch zu dem Inhaftierten sperren? Hoho! Maritschka trumpfte auf. Der gnädige Herr Oberoffizial müßte am besten wissen, was hier vorläge. Das sei nämlich der gleiche Tartar Bog, der damals von ihr eingeliefert wurde und den der gnädige Herr Oberoffizial freiließ auf ihr gutes Wort. Und sie wollte jetzt wieder mit dem gnädigen Herr Oberoffizial reden. Sie sei aus Preußen, in Preußen mache man so etwas anders. Die Herren ließen sich durch Maritschkas Worte tatsächlich einschüchtern, sie brachten sie zum gnädigen Herrn Oberoffizial, dem Maritschka die Gebote Gottes nur so hinsprudelte und schließlich zu verstehen gab, die Eisenbahn möge sich einen Zaun ziehen zu beiden Seiten ihres Weges und einen Wächter daneben stellen. Denn alle Bauern schliefen seit ewigen Zeiten auf ihren Wagen in der Nacht, das müßte sie am besten wissen, da sie schon an die dreißig Jahre und

zweimal in jedem Jahr zwischen Südmähren und Nordmähren hin und her pilgerte. Der gnädige Herr Oberoffizial faßte sich ein Herz und gab Tartar frei, damit er der Bestattung seiner Frau und Eltern nach ländlicher Ordnung beizuhelfen, sintemalen sich mehr und mehr zeigte, daß die Hauptschuld an dem Unglück die Eisenbahn selber betraf, die an den Überquerungswegen Schranken und Barrieren aufzurichten vergaß und all die Anschuldigungen Tartars nicht zu erweisen waren, da sie lediglich eine schmutzige Phantasie darstellten, welche in weniger bösen als vielmehr pfliffigen und jede Schuld von sich weisenden Amtsgehirnen spukte.

Maritschka nahm Tartar in Empfang, er hatte ein übermäßigtes Gesicht, der Bart wucherte ihm um die Lippen und unter der Nase und verdichtete sich am Kinn zu einem Ballen, der sich gegen die Ohren fortsetzte und mit dem Haupthaar vereinigte. Tartar sah bedrohlich und angsteinflößend aus. Nichtsdestoweniger war er sanfter denn je, und als er Maritschka erblickte, fiel er in die Knie, dankte ihr auf den Knien für die unglaubliche Befreiungstat, welche sie vollbracht.

Maritschka streichelte sein Kopfhaar, doch zürnte sie ihm zugleich, sie rief ihm zu, er möge sich sofort von den Knien erheben, denn so etwas schicke sich nicht unter Menschen und er hätte lieber mehr vor Gott dem Gerechten das Knie beugen sollen zu einer Zeit als alles noch mit Klugheit, weiser Vorsicht und göttlicher Erleuchtung zu verhüten war.

Raum hatte Maritschka so gesprochen, als sie sich selber zu zürnen begann und auf den Mund schlug. Denn wie könnte ein Mensch etwas verhüten, was Gott in seinem weisen Plan zurechtgefügt, um ihn zu prüfen, was Gott auf ihn lastend hinabgesenkt, um ihn zu erhöhen. Denn Gott berühre denjenigen sichtlich, welchen er auserwählte als einen Eckstein im unaussprechlichen Bauplan der unermesslichen Schöpfung.

Das waren tröstende Worte, Worte, die auf Tartar wie Balsam niederträufelten, und indes Maritschka sie redete und zu Ende geredet hatte, hörte man ihn heftig schluchzen und sah, wie sein Körper erschauerte unter der Gewalt, die sein Gewissen stieß. In darauf folgenden, abgerissenen, wie von Stürmen fortgepeitschten Worten beteuerte er seine Schuld, seine übergroße Schuld. So habe auch er dazu beigetragen, die Umwelt in eine Wirrnis zu setzen. Ein seiner Herr wollte er sein, eine große Rolle wollte er auf Erden spielen, und Gott habe ihn bestraft. Oh wie gut habe es Kaspar mit ihm gemeint. Fürwahr, Kaspar ist ein Heiliger und die Vorsehung ist in ihm. Oh Heiland . . . und Sabinchen ist dahin. Und mit ihr Vater und Mutter. Oh Gott. Fortan aber gelobe er sein Dasein einer redlichen Bauernarbeit, fortan weihe er sein Leben dem einfachen Gedenken an Sabinchen, deren hinterlassene Kinder er in Demut erziehen wolle und Ergebung in den so sichtbar waltenden Willen Gottes. Da er an seine Kinder dachte, erfaßte ihn ein neuer Schauer und er unternahm es, seine Gemütswallung in das Gelöbniß einzupressen, welches Maritschka

hörte, ohne die eigene große Bewegung zur Schau zu bringen, die ihr genug zu schaffen machte und die sie nur dadurch unterdrückte, daß sie ihre Schritte beschleunigte und ihn daran erinnerte, daß sich der Abend schon anzeigte und daß noch so manches zu besorgen wäre im Hause.

Auf dem Lande lag der aufsprießende Frühling. Die Felder lockten in einem fatten Grün, in welchem die Sonne ihren Untergang badete. Vom Dorfe her erklang die Abendglocke. Bei ihrem Klange packte es Tartar wiederum heftig an, er dachte daran, wie sehr der Glockenton sein Leben bisher umrahmte, er erinnerte sich plötzlich ihres mittäglichen Klanges bei Anhub der Wallfahrt, als sie so traulich im Wagen geseßen, die Pferde ausholten im Gang, die Räder schmaßten und der Rhythmus der Geräusche in den Wald hinein surrte. „Hier war es gewesen“, rief er in seiner Verzweiflung und verweilte an der Stelle. „Diesen Baum habe ich dabei angeschaut, oh mein Gott, ach wenn sich die Zeit nur einmal zurückdrehen wollte.“ Es übermannte ihn abermals. „Wie werde ich das alles nur überstehen, ohne Sabinchen.“

Maritschka brachte hier einige Worte des Trostes an, nicht ohne ihn wieder abzulenken, auf andere Gedanken zu bringen, und sie hatte gut reden, da ihre Rechnung mit dem Himmel und der Erde längst beglichen war, so daß aus ihrem Wesen nicht mehr jener Wille verströmen konnte, der solch eine Kräftestauung in Tartars Leben brachte und ihn in den Abgrund riß.

„Deine Pferde sind eingefangen worden. Man hatte sie gebracht“, sprach sie.

„Ach, die Pferde. Was sollen sie mir noch nützen? Ich werde sie fortgeben und das Geld der Kirche schenken“, erwiderte er, es klang wie ein Schuldbewußtsein und wie ein Versuch, sein Gewissen zu erleichtern. „Schau, Maritschka. Ich wollte ja auch nur soviel Hab und Gut besitzen, als es Sabinchen und Vater und Mutter erfreute. Und Gott hat es nicht so gewollt.“ Sie gingen schweigsam nebeneinander. „Mein Haus“, rief er plötzlich, als sich Himmelwiz zeigte und in der goldenen Abendsonne prunkte . . . Es schien, als wären seine Schritte etwas gehemmter, als fürchtete er sich, sein Haus zu betreten, dessen Anblick ihn so überraschend ausrufen ließ. Als er nun zögernden Schrittes seinen Hof betrat, wurden im Hause einige Stimmen laut, seine Kinder kamen herbei, sie umringten den guten Vater und klammerten sich an seine Beine. Er hätte umsinken mögen vor süßer Bitternis, die aus der Zuneigung seiner Kinder verströmte, und mit erstickender Stimme nannte er ein jedes seiner Kinder mit dem Rosenamen, immer wieder verweilend und beteuernnd „Unsere gute Mutter, unser guter Dpapa, unsere gute Dmama“. Tartar sagte es mit aller Schwere, welche der deutschen Sprache in dieser Landschaft innewohnt, die Kinder begannen zu weinen, sie schrien nach der Mutter und zogen ihn an den Kleidern in die gute Stube hinein, wo einige Menschen versammelt waren, die er mit „Gelobt sei Jesus Christus“ grüßte, und die ihm mit „In Ewig-

feit, Amen" erwiderten. Seine Mägde insbesondere waren in Tränen aufgelöst und wiederholten stets von neuem Sabinchens Herzenstugenden, um sich in Einzelheiten zu ergehen, diese ausmalend, bis es den Knechten etwas zuviel wurde und sie die Weiber verwiesen. Die beiden Knechte glaubten, es sei der Augenblick, dem Bauern vom Schicksal der beiden Pferde zu berichten, doch er zeigte kein Gehör hierfür.

Während vor der Ankunft des Bauern die Schuldfrage des Unglücks hin und her gewälzt worden war und dabei auch seitens der Knechte harte Worte gegen ihren Herrn gefallen waren, da man auf dem Wagen halt nicht schlafen dürfe heutzutage, wo es allenthalben Dampfmaschinen und derlei das Getier scheumachende Erfindungen gäbe, schwieg jetzt alles betreten. Tartar war in die Knie gestürzt, Maritschka hob indessen behutsam das Einnen von den Überresten dessen, was einstens Sabinchens irdische Erscheinung gewesen. Sie machte hierbei gegen die Anwesenden eine Gebärde der Aufforderung, das Zimmer zu verlassen, und alles befolgte ihren Wunsch bis auf die Moslersche, die, seit Sabinchens Hochzeit und damals, da sie ihr den Kuchen vor die Füße geworfen, das Guldasche Anwesen bis heut nicht betreten hatte, nun aber von einer verwandtschaftlichen Pietät Gebrauch machte, freilich um vordem die Schuldfrage mit den Knechten im Angesicht der Toten zu erörtern und auch jetzt, da Tartar zerknirscht neben dem Sarge kniete, für sich allein und für den einzigen Anwesenden davon wieder anzufangen. Jedoch Maritschka war sanft an sie heran-

getreten, hatte sie am Arm genommen und mit großer Bestimmtheit aus der Totenstube hinausgeführt, um ihr in der Küche Kaffee anzubieten und auch etwas vom Kuchen, den die Mägde indessen gebacken hatten und der der Moslerschen vorzüglich schmeckte, nachdem sie ausdrücklich die Frage gestellt, wer denn die Zeit gefunden habe, Kuchen zu backen in diesen Stunden der Aufregung. Maritschka benutzte das Gerede der Moslerschen, um ihr ein zweites Kuchenstück auf den Teller zu schieben, denn die Moslersche entwickelte einen guten Appetit.

Endlich ging sie, nach vielen sittlichen Unterweisungen fürs Trauerhaus und nach Preisgabe von allerlei Weisheiten, die sich zu befolgen lohnte.

Draußen war tiefe Nacht geworden. Aus den Fenstern des Hauses geisterten die drei Kerzen, welche zu Häupten der drei Särge entzündet waren. Tartar war allein mit seinem toten Weibe und verharrte schon seit Stunden in seinem zerknirschten Zustand. Die Särge der Eltern standen im anschließenden Zimmer. Dort waren zur vorgerückten Stunde Geräusche vernehmbar. Jemand erhob sich von den Knien und kam schlürfsend herbei. Es war Kaspar, der, abgekehrt vom Getriebe, welches vor Tartars Ankunft hier vorherrscht, inbrünstige Zwiegespräche gehalten hatte mit den Eltern und der Schwester. Sein Abschied war genommen. Kaspar war mit den Toten ins Keine gekommen, er trat jetzt an Tartar heran, diesem die Hand auf die Schulter legend, sie hinableitend über Tartars Brust zu dessen im Gebet gefalteten Händen. Kaspars

Hände liefen sanft und wärmestrahlend über Tartars Hände. Tartar jedoch rührte sich nicht. Er verblieb in seiner knienden Lage, doch er hielt die vorfühlende Hand seines Freundes fest und küßte sie und dann bebte eine Stimme durch die verstockte, nächtliche Stille der Räume. Tartar beteuerte seine schwere Schuld und Sünde, er erkannte seinen Hochmut und bekannte seine Herausforderung des Schicksals, die sich für einen Christenmenschen nicht ziemte, denn der Bauer habe zu arbeiten, habe der Erde zu dienen und sich um die Welt nur soweit zu bekümmern, als sie ihn nicht ungeschoren lasse.

Kaspar erwiderte darauf nichts. Seine Hand ruhte immer noch in jener Tartars, so verharreten die beiden Männer in unbeweglicher Haltung und nur das Licht allein bewegte die finstere Zeit und deutete den Raum und für einen aberwinzigen Bruchteil des Weltenlaufs hielt die Ewigkeit inne, um Besitz zu ergreifen von den drei Toten und das Gelöbniß Tartars einzuziehen in die Luft, die er mit seinem Hauch des Mundes bewegte und deren Schwingen sich auf die Reise machten in die Unendlichkeit, wo der Mut abgewogen wird gegen den Übermut, die Wahrheit gegen den Irrtum und das Lassen gegen das Tun.

Die Nacht rollte davon, die beiden Männer machten gemeinsam weiter und später krächte der Hahn. Als die Morgenglocke rief, überkam Tartar das alte Pflichtgefühl. Denn für gewöhnlich war es die Zeit, da Tartar hurtig aus den Betten sprang und Sabinchen das Herdfeuer schürte. Er rief seine Frau wehmütig

verhalten bei Namen: „Sabinchen, wir wollen aufstehen. Die Morgenglocke läutet. Unsere Geschechte hat gekalbt, Sabinchen, willst du ewig liegen bleiben? Oh, mein Weib!“

Ihn hatte all die Erinnerung wieder übermannt, er breitete die Hände über den Sarg aus, um ihn zu umfassen, und rief sein Weib viele Male beim Namen: „Du hast mich von der Straße aufgelesen. Wie einen fremden Stein hast du mich aufgehoben und an dein Herz gedrückt. Oh wie glücklich war ich mit dir.“ In der anschließenden Küche wurde Licht gemacht, die Mägde begannen zu rumoren, aus den Ställen erscholl das derbe Rufen der Knechte, welche die Pferde abfütterten. Maritschka öffnete die Thür, um die beiden Männer zu ermahnen, daß die Zeit rasch abiele, daß die Beerdigung um neun Uhr stattfände und es an der Zeit wäre Trauerstaat anzulegen. Maritschka schalt sie gar aus, insbesondere Tartar mußte sich doch einigermaßen den Vollbart stutzen.

Die Männer fügten sich willig Maritschkas Wünschen. Inzwischen wurde es heller Tag, die Trauergäste füllten das Haus und beugten die Knie vor den Särgen, dann ertönte das kleine Turmglöckchen zum Zeichen, daß der Geistliche unterwegs sei. Das war der Augenblick, da die Träger an die Särge traten, Tartars Kinder wurden aufgefordert, letzten Abschied von der Mutter zu nehmen, von Großvater und Großmutter; sie küßten die Körper, Tartar, Maritschka und viele andere taten das gleiche, ein Schluchzen erfüllte die Stube, da die Träger die Särge unerbittlich

schlossen und zuschraubten und die Last hinaus schafften auf die Bahren, die mitten im Hofe standen, umringt von der Bewohnerschaft des Dorfes. Es war die gleiche Stelle, wo einstens die Hochzeitstafel sich erstreckte. Auch die Musikanten des Bruder Siebenmal sieben waren zugegen. Schon kam der Geistliche und nahm die Weihe vor mit den üblichen Ausrufungen, dann wurde ein Lied gespielt, den ein Chor sang, und als der Zug sich formierte, die Träger die Särge auf die Schultern luden und damit zum Hofe hinaus schritten, spielte die Musik am Anfang des unermesslichen Zuges Maritschkas Weise:

„Über die Berge schallt
Süßlich durch Flur und Wald
Glöcklein dein Ruf . . .“

Nachdem die Musik diese Melodie begann, war es mit Maritschkas Widerstandskraft auch am Ende. Sie war im langen Zug der Leidtragenden untergetaucht, doch plötzlich entstand eine Stockung unter den Menschen, Maritschka war kraftlos dahingefunken, sie begann zu schreien und es schien, als sei ihr altes epileptisches Leiden nach Jahrzehnten wieder aufgebrochen. Sie war zusammengefallen, man bemühte sich um sie, doch sie wehrte es ab, zurückgetragen zu werden; Maritschka bewies das Wunder, welches die Muttergottes an ihr so herrlich gekennzeichnet hatte, es war nur ein Schwächeanfall, der sie überfiel. Sie rastete ein wenig, und indem die Klänge der Musik aus der Ferne in ihre Behmut drangen, raffte sich Maritschka

zusammen und schleppte sich der Beerdigung nach. Sie betrat das Kirchlein, wo die Messe ihren Anfang genommen und warf sich gleich den anderen Angehörigen vor dem Katafalk auf die Knie und betete, dann kam die feierliche Einsegnung mit Weihwasser und Weihrauch und dann hoben die Träger die Särge, um sie im feierlichen Geläut zu den Gräbern zu bringen, wo sich abermals die fromme Gemeinde zusammengefunden, der Geistliche die letzten Gebete ausrief, ein Solosung erklang und danach das große Lamento der Mägde, nachdem die Särge in die Gruben versenkt worden waren.

Sabinchen war neben Vater und Mutter Gulda begraben worden.

Tartar verließ die Grabstätte als letzter. Eine unmerkliche Scheu hatte in ihm Platz ergriffen, eine Scham vor all seinem bisherigen Schaffen und Wirken und ein Bedürfnis, sich irgendwie viele tausend Klafter tief unter die Erde zu vergraben. Während der Zelebration und bis zuletzt hatte er sein Leid zu verbergen getrachtet, und alles an seinem Verhalten zeigte an, wie wenig Substanzen er besaß, um Herr zu sein, und Gebieter, der im Augenblick schwerster Prüfungen das Gefühl forträumt, weil es den Untergang bedeutet jeglichen Herrrentums.

Tartar war übermannt von den Dingen, er hatte kapituliert und wünschte sich die Unauffälligkeit, die in der ländlichen Berrichtung zu finden ist.

Ein demütiges Bauerntum war über ihn gekommen, eine Abkehr von den Erscheinungen des Lebens außer

dem uralten Geseß zog die Zarnkappe über diesen geprüften Mann, der in Benutzung seiner chaotischen Willensimpulse aus der Demut in den Hochmut sich verirrete und Herr sein wollte, da er nur Knecht sein durfte.

Daheim nahm er seine Kinder um sich, hob sie abwechselnd auf die Knie, streichelte sie und erinnerte sich. Das Haus war verlassen. Die Brüder Melchior und Baltasar waren abgefahren. Allein Maritschka war geblieben und gedachte noch einige Tage zu bleiben. Die Mägde besorgten das Vieh, die Knechte zogen mit den Säulen aufs Feld. Ihnen hatte sich Kaspar angeschlossen, der seinem alten Rhythmus getreu dem Heimgang von Eltern und Schwester als Ganzes in seinem Lebenskreis einen Ablauf des Natürlichen gab.

Das gab auch dem Bauern die Kraft, sich auf das Leben zu besinnen. Im Hause herrschte eine besänftigende Ruhe. Am Abend, wenn er seine Kinder zusammenrief und sie auf den Knien reiten ließ, sie dabei herzte und streichelte, hustete er einige Rauheit aus der Kehle und sang ihnen ein deutsches Lied.

Bald jedoch zeigte sich, daß die verdächtige Ruhe in seinem Hause nur eine Ruhe vor dem Sturm gewesen war. Denn erst jetzt, als die Schollen auf die drei Säрге gerumpelt waren, als die drei Gräber sich geschlossen hatten, schwand die bisherige Scheu dahin und eine Volksmeinung brach ungestüm über ihn ein. Er wußte es und ging dem Gerede aus dem Wege, begab sich auf den Acker, um durch schwerste, körper-

liche Betätigung den Körper widerstandslos zu machen gegen das menschliche Urtheil.

Die Moslerschen insbesondere waren es, die auf ihrer voreingenommenen These beharrten, welche von Haß und Verdächtigung erfüllt das Gerücht nährte, Tartar habe ganz gewiß ein Interesse daran gehabt, die Guldaschen zu beseitigen.

Maritschka hielt es für gekommen einzugreifen. Sie begab sich zu den Moslerschen und mußte, da es bei ihnen nicht versing, sogar mit dem Gericht und mit dem Advokaten drohen. Die Moslersche blieb fortgesetzt dabei, Spott und Schande über Tartar auszuschnitten, doch Maritschka richtete sich nach ihrer Verfassung und entlarvte ihre Besitzgier, die unersättlich war. Und als die Moslersche in ihrer Borniertheit Maritschka mit den gleichen Begründungen glaubte abtun zu können, wie Bruna es tat, daß nämlich Maritschka gar nicht aus Osterreich, sondern aus Preußen sei, gab Maritschka ihr treffend zur Antwort:

„Und du bist aus Polen!“

Tartar begab sich zur Beichte. Er hing diesmal sehr lange am Ohre des Beichtvaters. Seither aber sah ihn niemand mehr die Dreieinigkeitsfigur tragen. Man sprach davon, er habe sein ganzes Besitztum den Kindern verschrieben, er betrachte sich nur als Vater der Kinder seiner seligen Frau. Den Getreidehandel betreibe er nicht mehr und allen Erlös aus diesen einstigen Geschäften habe er dem Kirchenfonds geschenkt, zur Förderung des Umbaus der Himmelwitzer Kirche.

Regelmäßig erscheint der heilige Kaspar auf seinem Hof und das Einvernehmen der beiden soll gottgefällig sein.

In die Kirche geht Tartar mit großer Pünktlichkeit und noch größerem Eifer. Dort singt er zu den Responsorien die Solis in mährischer Sprache, wie es eine alte Überlieferung ist. Er ist der beste Kirchenfänger, den es seit Menschengedenken in Himmelwitz gab.

Mit seinen Kindern und mit seinem Gesinde spricht er ausschließlich die deutsche Sprache, mit hartem östlichen Ausdruck.

AUGUST SCHOLTIS

Baba und ihre Kinder

Roman. 325 Seiten. Ganzleinen RM. 5,—

Im ewig umkämpften Grenzland, in einem Land, das mißachtet und primitiv, sich nicht oft zeigen durfte, dort, „wo man an goldenen Tischen speiste“, hat Scholtis seine Jugend verbracht. Diesem Lande zu Ehren, das deutsch ist, spielt er seine Weise, singt er, von Liebe erfüllt, die ewige Melodie.

Die Geschichte von Baba und ihren 13 Kindern wird mit einem unheimlichen, oft gespenstischen Humor erzählt. Sie liest sich wie aus einem alten Volksbuch mit Aberglauben und Gespenstern. Aber es ist auch ein Volksbuch der Erde, der mißhandelten Erde. Genial in der sprachlichen Gestaltung, da Scholtis die Fähigkeit hat, diesen Grenzdialekt aus deutsch, polnisch und tschechisch dichterisch durchzubilden und so einprägsam zu machen und zu gestalten, daß der Leser sofort einbezogen wird. Diese Sprache, die sich wie eine aus dem Mittelalter stehengebliebene Mundart von unerhörter Kraft und Fülle liest, verläßt niemand. „Baba und ihre Kinder“ — das harte und tragische, das komische und gespenstige Buch vom Land an den drei Sprachgrenzen, von seiner Arbeit, seiner Fron, seiner Sprache, seinen Sagen. Das Buch eines Dichters.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

I M V I E W E G - V E R L A G